Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfzehnter Jahrgang

Nr. 42 — Marburg i. H., den 17. Oktober — 1901

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1534 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Lutherworte — Ein sterbend Volk und ein neu Geschlecht — Ein Laien-Versuch über das Buch Hiob. Schluß — Eisenacher Kongreßtage. Eindrücke vom 31. Kongreß für Innere Mission — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Lutherworte

Der Christ ist keinem Gesetze unterthan außer dem göttlichen.

Gewisse Werke wirkt der Geist nur in Wenigen, und man darf sie keineswegs als Beispiel und allgemeine Lebensform aufstellen.

De captivitate Babylonica praeludium. 1520

Ein sterbend Volk und ein neu Geschlecht

Ein sterbend Volk — es giebt keines, das unsere Gedanken so beschäftigt wie der Bruderstamm in Südafrika, der in greifbarer Wirklichkeit die letzten Heldenkämpfe eines der besten deutschen Stämme, der Ostgoten Totilas und Tejas, vor unserem Auge wiedererstehen läßt. In alter Zeit ging manches Volk zu Grunde, das sich zwischen andere Völker geschoben, und Niemand empfand den Verlust außer denen, die da untergingen. Wenn das Burenvolk heute stürbe, so risse sein Untergang eine tiefe, schwer empfundene Lücke in die Reihe der Völker. Ein Teil unserer Kultur ginge mit ihm dahin; manch stille Freude und manch stolze Hoffnung, mit der dieses rasch erstarkende Völkchen im Familienkreise der älteren Kulturvölker begrüßt wurde, müßte nun wieder zu Grabe getragen werden. Wir wissen heute alle, daß es sich nicht um Untergang oder Erhaltung von ein paar Tausend beliebigen Menschen im fernen Afrika handelt, sondern daß die Existenz eines Volkes auf dem Spiel steht, das sich gerade in seiner Entwicklung zum Volk und als Volk, in der Herausbildung seiner völkischen Eigenart und ihrer Durchsetzung im Kampf mit feindlichen Elementen als gesunder und notwendiger Bestandteil in der Etnwicklung des Gesamt- und Zusammenlebens der Völker erwiesen hat. Die Welt wird ärmer sein ohne das Burenvolk, als sie heute ist mit ihm in seiner gegenwärtigen Ausprägung. In Afrika wird die Schlacht geschlagen um das Existenzrecht des Kleineren neben dem Größeren, um die Gleichberechtigung des Bauernstaates neben dem Industriestaat, um die sittliche Berechtigung eines praktischen Idealismus. Den Männern, die dafür kämpfen unter den ungünstigsten Verhältnissen, geben Englands Führer die Schuld am Untergang ihres Volkes. Aber wer von uns wollte einer Vaterlandsliebe, die das Vaterland opfert, einem Freiheitsdrange, der auch in goldenen Käfigen nicht leben kann, einer Glaubensüberzeugung, die allen Berechnungen trotzt, seine Hochachtung, ja seine Bewunderung und seinen Dank versagen? Der Bur ist augenblicklich der Bannerträger des sittlichen Idealismus, ohne den die Menschheit auch im 20. Jahrhundert nicht leben kann, das heißt leben kann im Vollsinn des Wortes, im Bewußtsein von der Bedeutung des Individuums innerhalb des Weltzusammenhanges und der Bedeutung seines Innenlebens für die Ewigkeit. Wie stark dieses Gefühl durch die ganze Welt geht: die Anteilnahme aller nationalen, aller ethisch und religiös gerichteten Kreise beweist es. An den heiligen Stätten deutscher Geschichte hat man den Burengeist gefeiert, und das waren nationale Festtage; an allen Nationaldenkmälern Budapests mußte ein Bur reden, und viele viele Tausende sonst exklusiv nationaler Ungarn fühlten sich durch seine Anwesenheit zurückversetzt in die größten Zeiten ihrer Vergangenheit; in den Gärten zu Petershof spielte die kaiserliche Hofkapelle im Beisein der Kaiserin-Mutter und anderer Mitglieder des Herrscherhauses die Nationalhymne eines Volkes, das offiziell bereits totgesagt ist, und in ehrfürchtiger Stille hören sie Militär und Volk stehend an. An dem Buren, der unter ihnen weilt, erheben sich die russischen Hoffnungen auf eine bessere Zeit edler Geistesfreiheit, eine Zeit der Ueberwindung der rohen Macht durch die Kraft des Ideals und des anerkannten Rechtes. Und die Königin-Mutter von Italien lud einfache Buren zu sich ein, um ihnen zu sagen, daß sie bei allem persönlichen Leid noch Raum für den Schmerz hat um das ihr so fremde Volk in Afrika, dessen Geschick ihr doch eng verknüpft scheint mit der Stärkung oder der Vernichtung der Grundlagen ihres geistigen Seins. Ja, es giebt Christen in Europa, die nicht ruhig sterben können, nur weil sie der Gedanke an die Ereignisse in Südafrika unablässig quält und die Festigkeit ihrer religiösen Ueberzeugung erschüttert. Hunderttausende leben jeden Tag, der dem Burenvolke noch beschieden ist, mit in Sorge und Hoffnung, in Freude und Schmerz. Als die Kunde vom Ableben „Tante Sannas" kam, standen die Nacht hindurch mehr wie 20000 Personen um des Präsidenten Haus in Hilversum, Alle in tiefer, stiller Trauer, Alle in der Absicht, dem alten Manne, an dessen Leid sie teilhaben wollten, ein Zeichen ihrer Liebe und ihres Mitgefühls zu geben. Keinem gekrönten Haupte, keinem der Mächtigsten auf Erden ist so viel freie und aus dem Herzen kommende Huldigung geworden wie dem schlichten Bauer aus Transvaal. Sie ward ihm darum, weil man in ihm den Repräsentanten eines Volkes sieht, das für die Ideale aller Kulturvölker kämpft und leidet. Das ist ja doch zweifellos, daß der Kampf dieses kleinen Völkchens fast in der ganzen Welt gewirkt hat wie ein kräftiger Appell an die edelsten Leidenschaften, und daß durch diesen Kampf vielerorten in allerlei Land die idealen Regungen erstarkt sind zum entschiedensten Bekenntnis, dem zeitweise sogar die Alleinherrschaft im öffentlichen Leben wurde. Mit Staunen durften wir bei dieser Gelegenheit erkennen, wieviel Idealis-

mus noch in der deutschen Volksseele schlummert. Und danken müssen wir Gott für das Gute, das uns der Burenkrieg in dieser Beziehung gebracht hat. Aber zugleich fragen wir uns in aufrichtigstem Schmerze, ob damit die Aufgabe, die Gott diesem Volke zugewiesen hat, erschöpft ist; ob sein Untergang der Preis sein soll für das Gute, das wir ihm verdanken; ob es — — ein sterbend Volk ist.

Diese Frage muß in ihrem ganzen Ernste auf uns Evangelische zumeist drücken. Es ist ja eine evangelische Macht, in gewissem Sinne die evangelische Vormacht, die das Burenvolk zu vernichten sucht; und die einzige unter den Großmächten, die man ebenfalls noch als „evangelisch" bezeichnen kann, kehrt nach außen hin bisher am geflissentlichsten von allen die Freundschaft mit dem Lande hervor, dessen Regierung Volksstimme und Volksgewissen verantwortlich machen für den Mord an einem evangelischen Brudervolke. Eine Erlösung wäre da den Christen beider Länder die Gewißheit, daß alle menschliche Frevelthat doch nicht zum Ziele führen und der Bestand des so schwer bedrängten Völkchens doch nicht dauernd erschüttert werden wird. Aber leider ist Nichts sicherer, als daß es ein untergehendes Volk ist, dem unser Schmerz und unsere Sympathie gilt. Als Volk, wie es vor dem Kriege war, wird, kann es nicht mehr aus dem Kriege hervorgehen; diese Schuld kann England nie mehr loswerden.

1. Das untergehende Volk der Buren

Daß die Buren ein Volk geworden sind, verdanken sie zumeist ihrem größten Manne, dem Präsidenten Paul Krüger. Es ist seine bleibende Bedeutung, daß er es verstanden hat, Leute, die trotzig auf sich selbst zu stehen gewohnt sind, die von Natur die Einsamkeit und Abgeschlossenheit lieben, gern einen möglichst großen freien Raum zwischen sich und ihren Nachbarn sehen, gegen Regierungsform und Regierungsgewalt gleichgültig sind, auf ihrem Besitztum aber unbeschränkte Herren sein möchten:, daß er sie zu einem Volksganzen allmählich zusammenzuschweißen verstanden hat. Der Volkstypus des alten Buren ist darum auch nichts Andres als ein mehr oder minder gelungenes Porträt von Paul Krüger. Das Volk mit diesem Typus wird den Krieg nicht überdauern. Ob schließlich die Engländer siegen oder die Buren, ob der Kampf bald zu Ende geht oder nicht, ob die Buren nochmals eine Zeitlang unterdrückt werden, bis sie endlich in blutiger Empörung das Joch Englands dauernd abschütteln: das alles ändert an dieser Thatsache Nichts. Einen Krieg wie den gegenwärtigen kostet ein kleines Volk nicht durch, ohne nach außen und nach innen eine gewaltsame Umwandlung durchzumachen.

Siegen aber die Buren, so kehrt doch der patriarchalische Charakter ihrer Verhältnisse nur in beschränktem Umfange wieder; sie sind im Laufe des Krieges durch die mannigfachen Berührungen mit der Außenwelt und die gewaltsame Aufrüttelung ihres inneren Seins zu sehr moderne Menschen geworden, und schon rein äußerlich betrachtet, wird eine neue Generation aufkommen und beherrschenden Einfluß gewinnen. Wir müssen rechnen, daß bis Ende des Jahres ein Zehntel des ganzen Volkes in den „Schutzlagern" der Engländer gestorben sein wird. Im Lager zu Bloemfontein waren die Zustände lange Zeit derartig, daß dort, wenn nicht infolge der unablässigen Proteste einige Besserung eingetreten wäre, im Laufe eines Jahres die Hälfte aller Internierten die Augen für immer geschlossen gehabt hätte, und im größten Lager von Transvaal, in Middelburg, wars noch schlimmer. Da wären im Zeitraum von $1\frac{1}{2}$ Jahren Alle tot gewesen. Noch im vorletzten Monat starben in den Lagern zusammen rund 1200 Menschen. An diesem großen Sterben ist natürlich die ältere Generation, die den Strapazen des Feldzugs nicht mehr gewachsen und deshalb zu Hause geblieben war, stark beteiligt. Außerdem aber hat im Kriege so mancher alte Name seinen guten Klang verloren und manch anderer, sonst wenig genannter, Zauberkraft gewonnen. Die bekanntesten gegenwärtigen Führer im Felde sind mit Ausnahme von de la Rey lauter jüngere Leute und gehören nicht zu den Familien, die vor dem Kriege die Stellung von Patriziern einnahmen und als des Präsidenten besondere Freunde auch besondere Bedeutung für das öffentliche Leben hatten. Neue Männer werden der nächsten Zeit ihren Stempel aufdrücken. Die „Jungen" und die Stadtburen werden zur Geltung kommen.

Sollte gar England siegen, so würde das Land zunächst von Tausenden von Briganten heimgesucht. Denn Tausende sinds, die sich nie den Engländern ergeben können, weil sie als Rebellen behandelt würden. Auswandern können sie auch nicht; kein Land steht ihnen mehr offen. Sie müßten einen verheerenden Guerillakrieg im Buschfeld weiterführen, bis auch der letzte Mann gefallen wäre. Und dann denke man an die 100000 Gefangenen in den englischen Lagern. Wie viele würden von da gebrochen an Körper und Geist zurückkehren, ohne durch den Gedanken, für ein großes Ziel zu arbeiten, wieder aufgerichtet zu werden! Sollen sie arbeiten für ein Volk, das sie verfluchen? Mutlosigkeit und Erbitterung würden alle Arbeitsfreudigkeit und alle edlen Gefühle ersticken. An Stelle eines Volkes von Großbauern und Herren würde ein Volk erbitterter, zum großen Teil besitzloser Sklaven, Händler und Agenten treten. Wenn zu der Erbitterung über die Greuel des Krieges noch der verhaltene Ingrimm über den Verlust der Freiheit käme, so wäre den Buren ein friedliches Zusammenleben mit den Engländern absolut unmöglich — oder sie müßten sich als Volk freiwillig aufgeben. Und das will ja England im Interesse eines vereinigten Südafrika unter englischer Flagge. Darum hat Milner erklärt, den Antrag auf allgemeine Einführung des Volksschulunterrichts in englischer Sprache „ernstlich in Erwägung zu ziehen"; darum hat man das Dingaansdenkmal zerstört, das ein Nationalheiligtum der Buren war; darum hat man den Amajuba mit englischen Wahrzeichen versehen, damit die Buren sich nicht mehr ihrer Geschichte freuen können, ja keine Geschichte mehr haben und mit ihr des stärksten Bandes der Volkszusammengehörigkeit verlustig gehen sollen. Bur oder Engländer wird dann die Losung bleiben.

Und setzen wir den dritten Fall: es kommt ein fauler Friede zustande mit Begnadigung der Rebellen, Gewährung einer gewissen Selbständigkeit und vor allem natürlich völliger Erschließung des Landes für die „Kulturarbeit" von Rhodes, Beit u. Co. Daß Milner, der Satan Südafrikas in den Augen auch der leidenschaftslosesten Buren, regieren soll, wollen wir noch nicht einmal in Betracht ziehen. Aber fragen wollen wir uns: Wer soll denn das zerstörte Werk jahrzehntelanger Arbeit wiederherstellen? Das erschöpfte England? Die entmutigten Buren, die im Kriege staunend die pfadlosen Wege in Natal betrachteten, die einst ihre Väter zogen, und offen zugaben, daß sie Gleiches nicht leisten könnten? Dazu: Geld fehlt überall; Betriebskapital müßte von den englischen Kapitalisten entliehen, die besten Ländereien dafür verpfändet oder verkauft werden. Thatsächlich würden Rhodes und seine Leute die Herren des Landes, und der Bur, dem die Freude an seiner Heimat genommen, hätte nicht die Kraft, von neuem in ganzem Umfang aufzubauen, was der Fleiß zweier Generationen geschaffen hat.

Man muß sich nur den Umfang der Verwüstung klar machen. Das englische Weißbuch verzeichnet bis Anfang dieses Jahres über 600 niedergebrannte Gehöfte, und dabei wurde diese Zusammenstellung in New Age öffentlich eine der größten Fälschungen genannt und gleich ein Nachtrag mit 200 weiteren Gehöften angefügt. Heute müssen wir wenigstens 1000 niedergebrannte Gehöfte rechnen, während noch viel mehr zerstört, halb eingerissen und geplündert sind. Werden an all den Stätten zerstörten Glückes und trüber Erinnerungen neue Farmen aufblühen, oder wird die neue Generation, beweglicher und gewandter als die alte, mit der Geldwirtschaft vertraut geworden, neue Arbeitsgebiete und leichtere Berufsarten aufsuchen? Und können die Farmer noch ein Volk bleiben, wenn unter ihnen vielleicht englische Soldaten in größerer Masse auf den billig erstandenen Gütern angesiedelt werden, die Schwarzen gleiche politische Rechte bekommen und das Land überschwemmt wird von Beutesuchern aus aller Herren Länder? „Wenn wir wünschen, ein Volk zu bleiben," schrieb Präsident Steyn, einer

der Edelsten unter den Buren, am 15. Mai dieses Jahres, „dann ist es jetzt Zeit zu kämpfen," nicht durch irgend welche Bedenken sich zum Frieden bewegen zu lassen. „Denn es ist lächerlich zu denken, daß der Afrikanergeist sich erhalten kann, wenn er von dem Abschaum Europas überflutet wird."

Um sein Volkstum hat sich Präsident Krüger gewehrt; weil er den verheerenden Einfluß fremder Sitten auf sein Volk sah, darum fiel es ihm so schwer, den Ausländern mehr Einfluß im Lande einzuräumen. Die Herrschaft aber gar mit England teilen, heißt den Volkscharakter der Buren verdrängen.

2. Ein neu Geschlecht

Ein paar Jahre bringen in diesem Kriege zustande, wozu sonst ebensoviel Jahrzehnte nötig sind: eine Erneuerung des Volksbestandes. Und diese Erneuerung kommt so gewaltsam, daß das Volkstum der Buren dabei in seinen tiefsten Tiefen erschüttert wird. Die Kraft und Eigenartigkeit dieses Volkstums lag zweifellos bisher in der einfachen, schlichten, biblischen Frömmigkeit. Die Buren galten bisher mit Recht als ein — im Großen und Ganzen betrachtet — frommes Volk, dessen privates und politisches Leben sich — prinzipiell wenigstens — noch einheitlich nach der Norm des Wortes Gottes regelte. Zu dem Grundsatze oder der Diplomatie der doppelten Ethik war man noch nicht fortgeschritten. Die grausame Zerstörung des Traumes von den „christlichen" Völkern Europas; die furchtbare Erkenntnis, wie wenig moralische Fragen zu bedeuten haben für den fortgeschrittenen „Politiker"; die bittere Erfahrung, daß nur „groß Macht und viel List" noch gegen die Vernichtung schützt: das Alles muß auf die Bildung eines neuen Burentypus von Einfluß sein.

Die niederdrückende und zum Teil revolutionierende Wirkung des Burenkrieges auf unser religiöses und sittliches Empfinden haben verschiedene Aufsätze der Christlichen Welt gezeichnet, wie ich es auch im „Burenfreund" gethan habe; die Wirkung auf unsere Missionsaussichten und unsere Heidenchristen bespricht Professor Valeton im Augustheft von „Halte was Du hast." Ich möchte, soweit ich es vermag, den Kreis dieser Betrachtungen schließen durch den Hinweis auf die Wandlungen, die unter denselben Erfahrungen der religiöse Volkscharakter der Buren durchmachen muß.

Vielleicht zum ersten und einzigen Male erleben wir klar erkennbar einen religiösen Prozeß mit, dessen einzelne Stadien wir in der Geschichte anderer Völker nur mühsam entziffern aus alten Urkunden und bruchstückweise ausgraben aus dem Schutt der Vergangenheit. Mein mehrmonatlicher vertrauter Verkehr mit Buren verschiedenen Standes, verschiedenen Alters und verschiedener Landeszugehörigkeit hat mich in diesen Umwandlungsprozeß manchen Blick thun lassen.

Daß nichts Besseres nachfolgt, als was gewesen ist, darf ich für zwei Fälle ganz bestimmt voraussagen: für den Fall des Verlustes der Freiheit und für den Fall eines unhaltbaren Kompromisses. Ein unfreies oder auseinandergerissenes Volk kann nicht zur weiteren Volksentwicklung kommen. Eine Fortentwicklung der Buren auf der religiösen Grundlage, darauf sie bisher standen, ist nur dann denkbar, wenn das Volk als Ganzes diese durch den Krieg schwer erschütterte Grundlage ruhig prüfen, nötigenfalls verbessern und darauf dann neu aufbauen kann; kurz, wenn es die Möglichkeit hat, sich religiös zu sammeln, sich wiederzufinden. Der Verlust der Freiheit würde für den religiösen Buren zunächst dasselbe bedeuten, was für den strenggläubigen Israeliten einst die Zerstörung Jerusalems und mutatis mutandis für den alten Germanen, wie ihn Felix Dahn zeichnet, die Vernichtung durch Rom bedeutete. Einzelne würden sich und ihren Gott auch dann wieder finden, aber es würde sowohl die ungebrochene Volkskraft als auch der enge Volkszusammenhang fehlen, um der Ueberzeugung Einzelner rasch die Macht im öffentlichen Leben zu erobern.

Glücklicherweise brauchen wir immer noch nicht die Hoffnung aufzugeben, daß England schließlich doch sich gezwungen sieht, die Hand zurückzuziehen von einem Gut, das ihm nicht gehört. Dann bleibt uns wohl auch die Verindustrialisierung Transvaals, die der Sozialdemokrat Calwer bereits freudig begrüßt hat, erspart. Aber ein Teil des idyllischen Landlebens ist sicher so unwiederbringlich dahin wie ein Teil des bisherigen religiösen Konservativismus. Wenn jedoch die Buren ein freies Volk bleiben, dann kann die religiöse Krisis, die mit der politischen unlösbar verbunden ist in einem Lande, dessen ganze Kultur auf der Bibel beruht, auch zu einer religiösen Wiedergeburt führen. Dann werden entweder die alten religiösen Tugenden gerettet und neue hinzugewonnen, oder es tritt wenigstens ein mehr modern ausgeprägt religiöses Empfinden mit seinen Schwächen und Vorzügen an Stelle der religiösen Naivetät von früher (im guten Sinne). Ich will die alten Buren, die takhaare (Struwelköpfe, Unzivilisierten), nicht idealisieren; ihr Glaube erstreckte sich nicht auf alle Lebensäußerungen; aber was einmal Wurzel in ihnen geschlagen hatte, das lebte auch in ihnen. Jetzt kommen mehr die von ihnen ‚penkoppe' (Federfuchser) gescholtenen Jungen zur Geltung. Ein junger Bur fügte sich zu Hause willenlos in die herrschende Art der Frömmigkeit; seinen Eltern Anstoß und Aergernis zu geben, hätte er um keinen Preis gewagt. Und doch fühlte sich mancher von ihnen schon vor dem Kriege über diese Stufe der Frömmigkeit hinausgewachsen, und mehr als einer von denen, die in den Städten ein paar Jahre lang dem Familienkreise entrückt waren, hat mir seufzend gestanden, daß er sich in der Väter Art nicht mehr finden könne, daß ihm aber dabei zugleich aus seinem religiösen Leben die Stetigkeit, die Energie, die Unbefangenheit und die absolute Zweifellosigkeit des Glaubens geschwunden sei. Schon vor dem Kriege waren die doppers (Ganz Strenggläubige, „Mucker"; die sprachliche Bedeutung des Wortes ist unbekannt) mit ihrer Vorliebe für das Alte Testament und ihrer unbedingten Bibelgläubigkeit etwas in den Hintergrund getreten; sie galten bei Vielen als ouderwetsch (veraltet); nur das Ansehen des Präsidenten und der anderen alten voortrekker sicherten diesem Standpunkte die ehrfürchtige Anerkennung in der „Dopperkirche" und — aus der Ferne. Wenn Krüger, der greise Beter, mit seinem Vertrauen Recht behält, so wird die Ehrfurcht noch größer werden, aber es ist die Ehrfurcht vor einer großen Vergangenheit. Der Durchschnittsbur wird aus dem Kriege heraustreten zunächst mit einer starken Einbuße an dem unerschütterlichen Gottvertrauen, das gerade die ältere Generation charakterisierte. Er hat für einen Durchschnittsmenschen zu viel und in zu kurzer Zeit erlebt, als daß er der alte bleiben könnte.

Charakteristisch sind da zwei Episoden aus dem Kriege, die ein deutscher Mitkämpfer, Dr. Vallentin, erzählt. Als die britische Vorhut den Boden Transvaals betrat und die ihr gegenüberstehende Nachhut der von Colesberg zurückgezogenen Buren der Uebermacht nicht länger Widerstand leisten konnte, richtete sich ein riesenhafter Bur mit weißem Vollbart auf, und Thränen rollen ihm über den Bart, wie er seinen Kameraden zuruft: „Hört auf, Kinder; es ist zu Ende. Macht, daß ihr fortkommt, ich bleibe hier!" Vergebens war alles Zureden; mit seinem fünfzehnjährigen Sohn erwartet er allein die heranstürmenden Feinde. Zwölf Mann fallen unter den sicheren Kugeln der beiden todesmutigen Helden. Noch hundert Schritte sind die Engländer entfernt, da richtet sich der Alte auf, und auf sein Gewehr gelehnt, erwartet er hochragend und stolz wie ein Recke der altgermanischen Vorzeit mit seinem Jungen den Tod. Er hatte Nichts mehr zu verlieren; sein Gott hatte sein Land vergessen.

Engpaß und Höhen bei Norwalspont hielt Kommandant Lemmer. Der Feind drängt heftig; ein Teil der Buren giebt den Kampf auf, Kopflosigkeit droht einzutreten. Aber unerschüttert steht Lemmer noch und spricht seinen Leuten zu: „De Heere zal helpen, er wird uns nicht verlassen." Da kommt die Meldung, daß die Engländer die Umgehung fast vollendet haben und jede Minute Zögerung sichere Gefangenschaft bringen muß. „Langes unheimliches Schweigen." Dann rafft sich Lemmer auf: „Es hilft Nichts („und Niemand," dachte er sicher hinzu); wir müssen zurück." Sein Glaube ist

vor seinen Leuten bloßgestellt; ob seine Glaubensworte noch Kraft haben werden in ähnlichen Lagen?

Die ganze Kopflosigkeit und Demoralisation unter den Buren nach Cronjes Gefangennahme läßt sich bloß erklären aus der Erschütterung, die der Glaube erlitten hatte. Der Glaube hat den Burenstaat gebaut; der Glaube an Gott und sein Recht hatte dem alten Buren den Mut gegeben, den Kampf aufzunehmen; in diesem Glauben berechnete er nicht die Chancen, hielt er aber auch eine Niederlage des Rechtes, des besseren Volkes, für unmöglich. „Alles zal reg kom; der Herr wirds schon machen“: das war ihr schlichter einfältiger Glaube, — ein starrer, oft etwas hochmütiger, aber doch großartiger Glaube.

„Gleiche Gesetze und gleiche Zivilisation“ für ganz Südafrika, das ist der einzige höhere Gedanke, der die Großkapitalisten und Imperialisten Englands in ihrer jahrelangen Wühlarbeit gegen Transvaal beseelt hat. Sie brauchen gleiche „Zivilisation“ im Interesse der raschen und gleichmäßigen Ausdehnung der Industrie und des Handels oder der sogenannten „wirtschaftlichen Erschließung des Landes.“ Jede Ungleichmäßigkeit ist ihnen ein Hindernis, darum: „Uniformierung!“ Und sie haben nicht Zeit, die ihnen im Wege stehenden Völker zu dieser Gleichartigkeit allmählich heranreifen zu lassen; denn sonst hat erst die kommende Generation, vielleicht ein anderes Volk erst den wirtschaftlichen Gewinn, den sie doch suchen. Von außen her, durch eine „den Bedürfnissen der Neuzeit angepaßte“ Gesetzgebung muß der natürliche Gang der Entwicklung beschleunigt oder, was dasselbe ist, gleichgesinnten Elementen die Macht in die Hand gelegt werden. Daß in dieser Beziehung der Krieg nicht wirkungslos vorübergehen wird, ist sicher. Mit der wirtschaftlichen Uniformierung geht leider aber auch die religiöse Hand in Hand. Es soll damit nicht gesagt sein, daß unser moderner Glaube, der infolge der Gleichartigkeit unserer Lebensbedingungen und des engen Raumes, der in einem Industriestaate dem Einzelnen zu seiner persönlichen Entwicklung bleibt, immer mehr einheitliches Gepräge gewinnt, schlechthin minderwertiger sei als der alte, also auch der Burenglaube; aber er ist von Stimmungen angekränkelt, die im Leben des Landburen nicht aufkommen konnten, und sicherlich verschieden von dem naiven, unerschütterlichen Gottvertrauen, das für den alten Burenglauben charakteristisch ist.

Wie ergreifend erzählten mir Buren, die in verzagter Stimmung ihren alten Präsidenten aufsuchten, von seinem Dopper-Glauben! Da saß er über die Bibel gebeugt, und hat auf alle Fragen, wie denn nach den trüben, zudem durch das englische Kabel gelaufenen Berichten Rettung noch möglich sei, immer nur dieselbe Antwort: Erstens ist unsere Sache recht und gut, und zweitens, hier steht in der heiligen Schrift, daß Gott ein Volk wohl züchtigt, daß er es aber nicht untergehen läßt, wenn es Buße thut. So sprach er später auch in Rotterdam vor den Abordnungen der huldigenden Menge: Das „teuflische“ Verhalten der Engländer, welches in den Kaffern alle bösen Leidenschaften entfache, könne Gott nicht unterstützen. So tröstete er auf dem „Theologentag“ zu Kampen die Freunde seines Volkes: „Wir haben Gottes Verheißung, daß wir nicht unterliegen werden“; so fuhr er einen jungen Buren an, der ihm seine Zweifel an Gottes Gerechtigkeit darlegte: „Willst du leugnen, daß unser Volk Sünde auf sich geladen und Züchtigung verdient hat; und willst du Gott zum Lügner machen, der dem Bußfertigen hilft?“ Ohne diesen Glauben könnte der Mann die Riesenlast nicht tragen, die jeder neue Tag des Krieges neu auf ihn wälzt; vor allem nicht tragen in den Stunden erzwungener Unthätigkeit, in denen die Zügellosigkeit der Gedanken so gern zum Abgrund verwirrender Zweifel führt. Noch steht Krüger nicht allein. Die letzten Worte seiner Frau waren die Botschaft für ihn: „Sagt eurem Vater, daß er sein Vertrauen einzig und allein und mit aller Festigkeit auf Gott setzen soll.“ Botha rief am 15. März seinen streitenden Brüdern zu: „Wer verzweifelt und den Streit aufgiebt, thut nicht allein Unrecht an seinem Volk, sondern schüttelt auch seinen Glauben von sich . . . Laßt uns wie einst Daniel in der Löwengrube unseren Glauben auf Gott allein setzen, denn zu seiner Zeit und auf seine Weise wird er uns sicher Rettung senden.“ Es ist ein verbürgtes Wort von Botha: „Erst muß die Spreu vom Weizen gesichtet sein, dann kommt des Herrn Hilfe“, und ein ebenso verbürgtes von De Wet: „Wir müssen kämpfen, solange Gott will; ich bete täglich, daß der Krieg zu Ende gehe.“ In einen Manifest Steyns und De Wets vom 14. Januar, in dem die Greuelthaten der Engländer aufgezählt werden, heißt es am Schlusse: „Wir werden allezeit beten, daß der Gott unserer Väter uns nicht in diesem schrecklichen Ringen verläßt.“ Und so sind es wohl noch Tausende, die überzeugt sind, daß ihre Sache nicht verloren ist, so lange sie noch betend ihre Hände erheben können zum Gott ihrer Väter. In diesem bußfertigen Glauben haben die Bürger beider Republiken am 8. August Danktag und am Tag darnach Demütigungsfeier gehalten. Aber die Häufigkeit der Mahnungen zeigt auch, daß ein neuer Geist mit Macht gegen den alten ankämpft.

Nach dem Kriege wird das alte Geschlecht nicht mehr sein, das durchgehends — wenigstens äußerlich — Gottes Befehle als Maßstab an das Thun und Lassen auf allen Lebensgebieten zu legen gewohnt war. Der alte Bur, der Landbur vor allem, der bei aller Härte so weich war, daß ihm Krügers Wort: „Wenn ihr Verwundeten gegenübersteht, dann denkt an den Gott, an den ihr glaubt, und auf den ihr getauft seid“,*) selbstverständlich dünkte; daß er sich ein Gewissen daraus machte, länger zu schießen als der Feind angriff; daß er sich quälte mit dem Gedanken, ob sein Thun nicht „Mord“ und „Sünde“ sei; daß ihn die Sorge um die Angehörigen des erschossenen Feindes mitten im Gefecht unruhig machte; daß er in Augenblicken, da jeder Mann nötig war, seine Stellung verließ, um einem stöhnenden Feinde Linderung zu schaffen, weil doch die Schrift sagt: „Liebet eure Feinde!“: der Bur ist seit Monaten nicht mehr. England hat ihn in diesem Kriege ausgerottet.

Das junge Geschlecht, die Stadtburen insonderheit, hat von Anfang an verlangt, daß der Krieg geführt werden müsse, wie man Krieg führt; daß beim Kriegführen eine Reihe religiöser Bedenken außer Betracht bleiben müßten, wenn man nicht die nötige Entschlossenheit und Aktionskraft einbüßen wolle. Das war gewiß nicht Gottlosigkeit, aber es war eine Gottloslassung — eine Gottloslassung, wie sie zum Wesen des modernen „christlichen“ Staates gehört. Es ist nicht zu leugnen, daß manche von ihnen gar zu leichten Herzens die Grenze des Heimatlandes überschritten, und sie hätten ohne den Widerstand der Alten — daß es nicht geschah, betrachtet man als militärischen Fehler, weil man bewußt oder unbewußt der Anschauung ist, daß es im Kriege nur militärische Gesichtspunkte giebt — sofort die Losung ausgegeben: „Afrika frei von Kapstadt bis zum Sambesi“ und mit aller Energie den Versuch gemacht, die ganze Burenbevölkerung Südafrikas zum gemeinsamen Freiheitskampfe zu ermuntern. Die Alten erachteten es für Sünde, ohne die allerzwingendste Not auch nur einen ihrer Landsleute auf fremdem Gebiete in die Schrecken des Krieges hineinzuziehen. Und die Kapburen setzten damals der Stimme der Blutsverwandtschaft, so laut sie in ihrem Herzen sprach, das Wort der Schrift entgegen: „Seid unterthan der Obrigkeit.“ Ohne Gewissensskrupel vermochten sie damals noch den Gewissenskonflikt zu lösen. Ganz unmodern. Es war ein Abfall vom alten Glauben, als sie**) schließlich den Notschrei der Brüder über ein Bibelwort setzten, — wenn auch damit noch nicht eo ipso ein Abfall von Gott, denn die gelegentlichen Worte der Schrift über das Verhältnis der Christen zur Obrigkeit sind absolut ungenügend für eine Zeit wie die unsrige und zumal für eine Zwangslage, wie sie für die Kapburen geschaffen war. Ein solcher Gedanke aber hat

*) Mit diesem Worte wurden trotz der bei Elandslaagte vorgekommenen Greuel Oberlehrer Henkel-Jever und seine Kampfgenossen auf den Kriegsschauplatz gesandt. Seine Schrift „Aus dem Burenkriege“ führt ganz vortrefflich ein in das Seelenleben der Buren. Schalke, Kannengießer. 1 Mk.

**) Die das thaten, sind nicht „Raufbolde“, wie Milner sie in London titulierte, sondern die besten Elemente.

im Glauben der Alten keinen Platz; er ist Sünde. In dem Maße, in dem die Erfahrungen dieses Krieges der jüngeren Generation Recht geben, in dem Maße wird sie zur öffentlichen Geltung kommen. Sie hat auch ihr Gutes; sie hat den Zusammenschluß und das Zusammenwirken schätzen und bethätigen gelernt; sie wird weniger zögern, das Kleinere aufzugeben, um das Große zu gewinnen, selbst wenn es noch in unsichtbarer Ferne steht; sie vermag abstrakt zu denken; sie wird weniger schwerfällig sein und mehr „spekulieren" in geistlichen, aber auch in weltlichen Dingen. Typisch wird an ihr sein die theoretische und praktische Einführung eines neuen Gedankens in ihr persönliches und, wenn die Freiheit des Landes erhalten bleibt, in das Staatsleben: die Einführung des Gedankens, daß das geschriebene Wort Gottes nicht ohne weiteres als Norm für alles Thun und Lassen dienen kann, und daß das einfache Gottvertrauen der Väter zu starr ist, um die Wandlungen eines Volkstums mitzumachen, da es keinen Raum hat für die Resignation. Ob dieser Gedanke, der ja zunächst mehr in Form einer Frage auftaucht, eine Untergrabung oder eine Festigung der religiösen Grundlage des Volkslebens im Gefolge haben wird, das hängt wesentlich ab von der Gestaltung der äußeren Verhältnisse in den kommenden Jahren; davon vor allem, ob den Buren die Möglichkeit gewahrt bleibt, den neuen Gedanken in der organischen Verbindung des freien Volkstums zu verarbeiten und fruchtbar zu machen.

3. Die Einflüsse, unter denen das neue Geschlecht wird

Der Volksglaube, das Gottvertrauen in der Form, wie es das öffentliche Leben des Buren beherrscht, hängt innig zusammen mit seines Volkes Geschichte. Nirgends kann stärker als beim Buren das Bewußtsein ausgeprägt sein, daß Gott sein Volkstum gewollt und ihm eine Heimat bereitet hat.

Ons dierbaar erf, so duur gekop
Met bloed en trane, Heer,
O schenk ons dit met Uwer hand
Op nieuw in vrijheid weer.*)

läßt Reitz, der frühere Präsident des Freistaates und jetzige Staatssekretär von Transvaal, sein Volk zur Zeit der englischen Annexion (von 1877—1881) beten. (Afrikaanse Gedigte S. 127.) Und seit das Land frei ist, singt das Transvaalsche Volkslied:

God, die uitkomst heeft gegeven,
Zij lof voor d' eigen Staat!
Looft onzen God,
Looft onzen God,
Looft onzen God voor land en staat.**)

Weniger feierlich im Stil, dafür aber in echter Burensprache besingt dasselbe Ereignis das „Transvaalsche Freiheitslied":

En met Gods hulp het ons die juk
Von England afgegooi,

Ons is weer vrij, geluk, geluk!
Nou waai ons vlag weer mooi.
— — — — — — — — — —
So het die Heer ons weer verlos;
Ons geef Hem al die eer.***)

Und im Anfang wie im Schluß diess Liedes wird die „gottvergessene" Hand verflucht, die je versuchen sollte, die Flagge herabzuholen.

Waffenniederlegung, Aufgabe des Landes, ist darum, wie es im Ausschreiben zum Dank- und Bußtag heißt, jetzt als Sünde gegen Gott zu betrachten so gut wie der Unglaube.

Wohl weiß der Bur, wie es in Hoogenhouts Africaanse Volkslied heißt:

Ein jedes Volk hat seine Zeit
Zum Werden und Vergehen.
— — — — — — — — — —
Gott hat jedem Volk seine Sprache,
Sein Land, sein Recht, seine Zeit bestimmt.

Und er fügt ergeben hinzu:

Und wies unser lieber Herrgott fügt,
So ist es immer weise und gut,
Es kommt für uns auch noch der Tag.

Aber daß der Tag des Vergehens jetzt da sein soll für sein Volk, und daß dieser Tag gar durch England auf so ungerechte Weise kommen soll, das glaubt kein Bur. Denn wozu ist sonst das Volkstum gewesen, wenn es wieder abgebrochen wird, ehe es feststand? Ist darin göttliche Vernunft? Und wenn keine göttliche Vernunft darin ist, ist dann vielleicht das Walten Gottes in der Volksgeschichte überhaupt nicht so vorhanden, wie es sich der fromme Bur bisher dachte? Ist es gar nicht Gott gewesen, der seit einem Jahrhundert die Volkskraft durch die blutigen Verfolgungen und die schwersten Mühsale hindurchgerettet und nun vor Jahren endlich Freiheit gegeben hat? War das gar nicht eine von Gott geschenkte Gelegenheit zum Aufbauen eines Volkstums? Sind es nur menschliche oder gar zufällige Faktoren, welche Geschichte machen?

Kurz, der Bur würde durch eine Vernichtung seiner Freiheit den Glauben an eine besondere Führung Gottes in der Geschichte seines Volkes fast notwendig — wenigstens momentan — verlieren. Eine so enge Allianz zwischen seinem Volk und Gott, wie sie bisher in seinem Glauben bestand, könnte von einer so gewaltigen Erschütterung des Volkslebens nicht unberührt bleiben. Um ihres Glaubens, um „Seines Namens" willen ermuntern die Führer zur Fortsetzung des „aussichtslosen" Kampfes. Ihre Enttäuschung würde den furchtbarsten Zusammenbruch des Glaubens und aller Autorität im Reste des Volkes bedeuten.

Und selbst wenn, wie wir hoffen, das Volkstum auch nicht dem Untergang verfallen ist, so ist doch in diesem Kriege gar Vieles geschehen, was im Bewußtsein der Buren das Verhältnis zwischen seiner Volksgeschichte und Gott gelockert hat. In dem Gedanken, daß Gott es ist, der Freiheit und Land schenkt, hätte sich kein Bur getraut, in unfrommer Gesinnung in den Krieg zu ziehen; Gottes Hilfe — und damit den Erfolg im Kriege — glaubte er gebunden an die Gott wohlgefällige Gesinnung. Er hat aber jetzt z. B. gesehen, wie manchen Erfolg allein die Johannesburger Polizeitruppe rettete, die sich durch nichts weniger als durch Frömmigkeit auszeichnete; er hat gesehen, wie die gute Sache eine gar wertvolle Unterstützung empfing selbst durch solche Ausländer, deren Fluchen und Trinken ein Greuel vor dem Herrn war. Wenn die Sache des Herrn ist, sind dann nicht auch diese Leute Werkzeuge des Herrn? Und wenn diese Leute nicht Werkzeuge des Herrn sind: ist dann nicht auch die Sache ohne Beziehung zu Gott? Haben nicht viele aufrichtig fromme Buren fleißig gebetet und pünktlich geschossen, wenn der Feind nahte, und waren schließlich doch bei denen, die Gott so augenscheinlich verlassen hat, und die der guten Sache geschadet haben? Hat sich da nicht das einfache naive Gottvertrauen eines Kock, eines Cronje und vieler Anderer geradezu als Hindernis für ein gottgefälliges Werk erwiesen? Ist es da nicht besser, wenn das Verhältnis zu Gott nicht allzu direkt ist?

Und andererseits: Roberts hat „mit Gottes Hilfe" Bloemfontein erobert; England weiß sich demselben Gott, auf den Transvaal um seiner gerechten Sache willen vertraut, so nahe, daß es sogar die schauerlichen Brandedikte schließt mit dem Segenswunsche: „Gott behüte die Königin." Kann Gott sich diese öffentliche Verhöhnung — ich rede aus dem Gedankengang der Buren heraus — gefallen lassen? Oder ist Gott und gerechte Sache nicht notwendig verbunden? „Gott wird uns die Intervention schicken": war Krügers Trost, als er die Nachricht erhielt, daß ihn der deutsche Kaiser nicht empfangen wolle. Gläubig sprachen ihm die Seinen das Wort nach. Gott schickte keine Intervention. Soll denn Gott, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche, für seine Sache — wenn

*) Unser teures Erbe, so teuer gekauft mit Blut und Thränen, o schenk es, Herr, mit deiner Hand aufs neu uns wieder frei.

**) Gott, der Rettung hat geschenkt, sei Dank für den eigenen Staat, Lobt unsern Gott 2c.

***) Und mit Gottes Hilfe haben wir das Joch Englands abgeschüttelt. Wir sind wieder frei; Glück, Glück! Nun weht unsere Flagge wieder herrlich. So hat denn der Herr uns wieder erlöst; Wir geben ihm allein die Ehre.

die gerechte Sache seine Sache ist — nicht einen Helfer gewinnen können oder wollen unter den „christlichen“ Völkern des Erdenrundes? Oder — — ist denn der Gott der älteren Kulturvölker ein anderer als der des einfachen Buren? — —

Es gab eine Zeit, da war das Werk der Mission unter den Buren in Verachtung gekommen, und der englische Missionar — auch andere Missionare litten schon darunter — ist den Buren ein Greuel, während der Pfarrer die höchste Autorität nach dem Präsidenten ist. Darum, weil der Bur überzeugt ist, daß Glaube im Munde des englischen Missionars nichts anderes ist als Mittel zum Zweck der Machtausdehnung Englands.*) Der religiöse Wert des Glaubens wurde für den Buren durch den Missionar in Frage gestellt.**) Das mag ein Irrtum der Buren sein; auf alle Fälle war seine Erfahrung für ihn eine schwere Versuchung, den Glauben abzuschütteln und ohne Glauben das Volkstum aufzubauen. Heute ist nicht bloß durch die Missionsthätigkeit, sondern durch eine Reihe direkter religiöser Erfahrungen und objektiver religiöser Beobachtungen das Glaubensbewußtsein des Buren irritiert. Die Beobachtung, die er in seinem Verkehr mit der Welt, in seinem Harren auf die Hilfe Gottes durch äußere Mächte, bei seinem Aufenthalt in Europa gemacht hat, hat ihm zunächst das niederdrückende Gefühl gegeben, daß der Glaube im öffentlichen Leben mächtig zurückgeht, daß vor allem die Bedeutung des Glaubens und damit Gottes für den Ausbau und die Erhaltung des Staates nach „modernerer“ Anschauung (und noch mehr: Praxis) sehr gering sei und ersetzt werden könne durch Staatskunde und ähnliche Wissenschaften, und daß seine Art des Glaubens nicht auf der Höhe der Zeit stehe.

Es ist damit nicht gesagt, daß der Bur nun auf dem Wege sei, religionslos zu werden. Aber das ist sicher: er muß den Weg zum Gott seines Volkes, zu seinem Gott, erst wieder finden. Einen neuen Weg, denn der alte ist einstweilen verschüttet. Und dieser neue Weg führt zu einem weiteren, mehr philosophischen Gottesbegriff, der Raum hat für die Erfahrungen der letzten Jahre und sich den Verhältnissen auch des modernen Lebens anzupassen weiß. Darin liegt einerseits ein Fortschritt, zum mindesten ein theoretischer Fortschritt zur Herausbildung einer reineren, erhabeneren, von jedem anthropomorphistischen Rest gereinigten, die menschliche Thätigkeit in den Rahmen der göttlichen Weltordnung besser einordnenden Anschauungsweise; aber andrerseits auch die Gefahr der spiritualistischen Verflüchtigung, der nichtssagenden Verallgemeinerung und der allzu bequemen Akkomodierung des Glaubens an die Verhältnisse. Kurz gesagt: der Bur ist auf dem Wege zum modernen Glauben, dessen praktische Schwächen sich bei ihm stärker geltend machen werden als seine theoretischen Vorzüge.

Neben der religiösen Erfahrung ist es eine sittliche, die den Bur innerlich beschäftigt und Macht über ihn zu gewinnen droht. Das ist die Erfahrung, daß im modernen Leben die Frage: „recht oder unrecht?“, „sittlich oder nicht sittlich?“ fast völlig verdrängt wird von der anderen: „ist es diplomatisch“, „ist es klug“, „schadet es unseren Interessen oder unserer Verwandtschaft“, „ist es militärisch?“ 2c. Ungeheuerliche Dinge dürfen geschehen: für den Mächtigen giebt es keine Gesetze und keine moralische Verurteilung. Weder auf den Verkehr der Fürsten, noch auf das Verhältnis der Staaten zu einander hat die sittliche Würdigung auch nur den allergeringsten Einfluß, und Nichts ist „unangebrachter“ oder „undiplomatischer“ oder „unmoderner“ als sittliche Entrüstung in „politischen“ Dingen. Immer mehr Gebiete werden der Einflußsphäre der Ethik entzogen und auf sich selbst gestellt. Nicht einmal auf das persönliche und öffentliche Leben der alten Kulturvölker bleibt diese Umwertung der Werte ohne Einfluß; wie muß da erst die ethische Basis eines kaum in seiner Kultur gefesteten Volkes wie das der Buren erschüttert werden!

Man denke sich nur einen der alten Buren, die vor jeder Härte im Kriege warnten, nicht bloß weil das gottlos sei, sondern auch weil dadurch der sittliche Gemeingeist der Völker verletzt werde. „Wenn wir Etwas thun, was auch nur ungerecht erscheinen könnte, so verlieren wir die Sympathie Europas; denn die Völker Europas — die Regierungen dachten sie sich natürlich eingeschlossen — werden nur auf Seite dessen stehen, der unzweifelhaft das Recht und die Gerechtigkeit für sich hat.“ Arme Buren, wie habt ihr euch getäuscht! Ihr wolltet nicht einmal die Zerstörung der Minen von Johannesburg zugeben, weil die ausländischen Inhaber der Papiere sich zu Unrecht geschädigt fühlen könnten. Der Europäer hätte in gleicher Lage nur ein Wort gehabt — aber das neue Geschlecht der Buren wird es auch haben —: „militärische Notwendigkeit.“

Wie skrupellos ist dagegen England vorgegangen. Der britische Schriftsteller Salous sagt in einer Schrift über den Rhodesschen Staat vom Jahre 1893: „Right or wrong, ob Recht ob Unrecht: es ist nun einmal ein britischer Charakterzug, von jedem Lande Besitz zu ergreifen, das wir des Besitzes für wert halten.“ So wurde freventlich der gegenwärtige Krieg heraufbeschworen, und auch auf die Art, wie man ein verteidigtes Land erwerben will, scheint dieser Grundsatz ausgedehnt. Da wurden die Frauen und Kinder erst in die unwirtlichen Fiebergegenden geschickt, dann in die Hungerlager gebracht, wo die ärztliche Pflege völlig ungenügend war und die an ansteckenden Krankheiten Leidenden nicht isoliert werden konnten. Auf offenen Wagen in Gluthitze und Regenschauern wurden die Armen hingesandt, während viele erst auf langen Umwegen an ihr Ziel gebracht wurden, damit sie den Expeditionen länger Schutz bieten konnten gegen Ueberfälle. Frauen wurden gemaßregelt, weil sie mehr wußten, als sie verrieten, oder weil sie ihre Männer nicht bewogen, das Gewehr wegzulegen. Das Land ist in unerhörter und ganz sinnloser Art verwüstet; die Not ist so groß, daß die Frau des Gouverneurs von Pretoria Amerika um Hilfe anruft — und doch wurden schließlich noch die Kaffern losgelassen auf ein paar Distrikte, um da zu rauben und zu plündern, zum Teil unter Führung englischer Offiziere. So wenig hat man im Feinde den Menschen geehrt, daß man nicht einmal des Präsidenten letztes Telegramm an seine sterbende Frau durchließ, und daß eine Reihe englischer Blätter fortwährend auf die „Banditen“ und „Rebellen“ schalt und noch schärfere Maßregeln verlangte. Die St. James Gazette forderte schon im August 1900 die Deportation der Frauen und Kinder, die Pall Mall Gazette im Januar 1901 die Erschießung De Wets und seiner „Banditen“, die Times gleichzeitig die Erschießung aller in Khaki gekleideter Buren (andere Kleider giebts gar nicht mehr), die Daily Mail stellte noch Anfangs Juni die Buren mit Matabeles, Afridis, Halbwilden und Nomaden auf gleiche Stufe, und vor ein paar Wochen hat Edgar Wallace, der die Blakfonteiner Greuel erfand, öffentlich „um der Gleichberechtigung willen“ gar die Erschießung der Frauen verteidigt, der Daily Graphic aber schrieb im April zu seinem Vorschlag

*) Ein schwerer Vorwurf ists, den die Buren gegen den englischen Missionar erheben, aber er ist nicht unbegründet. Schon die Regierung der Kapkolonie, die heute noch mit ängstlicher Scheu den „christlichen“ Charakter ihrer Schulen abwehrt, hat von Anfang an die Missionare vorausgesandt, um überall da, wo Buren sich niederlassen wollten oder niedergelassen hatten, kleine „Staaten“ von Eingeborenen zu bilden, die sich dann selbstverständlich unter Englands Protektorat stellten. Sie arbeiteten bewußt oder unbewußt den englischen Eroberern in die Hand, deren erste Aufgabe es war, „die Häuptlinge zu bestimmen, sich gegen die Buren zu verbinden.“ Die Hilfe der Missionare ist in Instruktionen des englischen Kolonialamtes ausdrücklich vorgesehen. Sie haben durch unrechte Beschuldigungen, als seien die Buren „Sklavenhalter“ (Sklaven hat es auf burischem Gebiete nur in der Zeit der Annexion Transvaals durch England gegeben: s. Englisches Blaubuch C. 3381), als sei ihre Kultur niederer selbst als die der Schwarzen und ihre Selbständigkeit eine Gefahr für die kulturelle Erschließung Afrikas, in Wirklichkeit für die unumschränkte Herrschaft Englands gearbeitet. Die Missionare haben die Briefe geschrieben, in denen Schwarze England gegenüber ihren Gefühlen gegen die Buren Ausdruck geben, und diese Gefühle waren merkwürdigerweise immer dieselben wie die Englands. Natürlich mußten dadurch die Buren erbittert werden. (Die Belege siehe bei Dr. Vallentin „Die Geschichte der Südafrikanischen Republik“ 1901. Bd. II. S. 59, 73, 85, 105, 107, 212, 222, 252 etc.)

**) Obige Darstellung des Verhältnisses der Buren zur Mission scheint mir unvollständig. Zuverlässige deutsche Missionare haben uns ein anderes Bild gegeben. D H

den Krieg mit allen Mitteln zu Ende zu bringen: „Ob diese Politik gut oder schlecht scheine, sie ist die einzige, die den Krieg in absehbarer Zeit beenden kann.“ Der Begriff „Menschlichkeit“ scheint da nicht mehr zu existieren; daß es mit den Begriffen „Lüge“ und „Verleumdung“ ebenso aussieht, sei nur nebenbei bemerkt.

Mir kommt es geradezu wunderbar groß vor, wie unter all diesen Erlebnissen einer der in Cradock kürzlich gehängten Rebellen die Seelenstimmung finden konnte, um unter dem Galgen zu sprechen: „Herr, vergieb ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun“, oder ein anderer, der ungerecht erschossen wurde, sich und seine Eltern damit zu trösten vermochte, daß „unser Herr Jesus ja noch Schlimmeres hat erdulden müssen.“

Aber dieses Gefühl herrscht auch nicht überall. Auf der großen Versammlung von Burenfreunden in München rief eine dort studierende Dame aus Transvaal in zorniger Entrüstung bebend aus: „Lieber Kaffern unterworfen als Engländern!“, und oft habe ich es erlebt, wie bei der Nachricht von neuen Thaten und Plänen der englischen Heeresführung und des imperialistischen Jingotums Buren qualvoll aufstöhnten: „Ists denn möglich, so etwas zu thun und gar in Europa kalt zu berichten oder zu besprechen, ohne von der ganzen Kulturmenschheit in Acht und Bann gethan zu werden?“

Ach, leider ists möglich; weder der nationalen noch der internationalen gesellschaftlichen Stellung der leitenden Männer hats Eintrag gethan, in „politisch“ denkenden Kreisen bewundert man womöglich noch ihre „Größe“ und ihren „Patriotismus“, die Regierungsmaschinen von Europa gehen aber ruhig weiter. Nicht eine Sekunde standen sie vor Entsetzen still. Und warum auch! Sind doch dieselben Männer, welche die brutalsten Maßregeln vertreten, auf anderen Gebieten Kulturpioniere, dazu persönlich liebenswürdig, im Verkehr gentlemanlike, in der Gesellschaft angesehene „feine“ Leute. Es wäre schwer der Nachweis zu führen, daß und wie ihre Persönlichkeit durch den Verzicht auf die Moral in der Politik an Wert eingebüßt hat. Die Schuld aber, die dieser Gesinnung aus dem Burenkrieg erwächst, ist unermeßlich.

Es ist hier nicht der Ort, eine Schilderung oder auch nur Aufzählung aller Verbrechen und alles Elendes zu geben. Ich will nur das Eine feststellen: alle diese Greuel, das Verhalten der „neutralen“ Regierungen dazu und die Verurteilung, die sein eigenes „starrsinniges“ Verhalten so vielfach erfährt, hat auf die sittlichen Anschauungen der Buren verwirrend wirken müssen. Die Schule dieses Krieges und die Lehren, die er aus dem internationalen Verkehr empfängt, drohen Alles umzustoßen, was ihm im Kreise seiner Familie und seines Volkes gewiß geworden. Wird er denn nicht zum Intransigenten, zum Chauvinisten, ja zum Verbrecher und Mörder seines Volkes gestempelt, weil er kämpft für die idealen Güter bis zum letzten Hauch trotz Not und Elend, — dazu gestempelt sogar von Vertretern der Kirche, die den Heldenmut des Glaubens großzieht in Luthers Kampfgesang: „Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib! Laß fahren dahin!“? Und muß er nicht hören, wie gleich ihm so auch seinen Freunden, denen, die mit ihm leiden, kämpfen und hoffen und in der Zuversicht gleichen Glaubens ihn stärken: wie denen die Verantwortung für die Greuel des Krieges mit aufgeladen wird? Steht denn die Welt heute auf dem Kopfe? Von Staats wegen wird in der ganzen Welt in den Schulen die Jugend gelehrt, die kleinen Griechenhäuflein, die das Vaterland gegen die übermächtigen Schaaren der hereinflutenden Feinde verteidigten, als Helden zu ehren und die alten Rhetoren zu bewundern, die ihre Landsleute zum Verzweiflungskampfe aufgerufen haben: aber für die Helden der Gegenwart haben dieselben Staaten kein Wort. Auch uns erregt das, aber den Buren erschütterts.

Die Eigenart eines kleines Volkes scheint kein Existenzrecht mehr zu haben neben dem Streben, möglichst große Gebiete unter einer Regierung zusammenzufassen zur Erleichterung des Handels, zur Förderung des Verkehrs und der Industrie. Güterumsatz, Landerschließung, das gilt heute als die höchste Kulturaufgabe. Weß die Regierung ist, muß dabei gleichgültig werden, wenn sie nur die Macht hat, Ordnung zu schaffen und für Brot zu sorgen. Hab und Gut zu opfern, Frau und Kind, Leib und Leben dahinzugeben, für das Recht, vielleicht eine Zeitlang noch als Volk zu leben und von Männern des eigenen Volkes regiert zu werden: der Einsatz ist zu hoch.

Dumpfe Resignation bemächtigt sich des Kämpfers, der dieser Zeitströmung zum Opfer fällt oder sie als unüberwindbar auch nur ansieht. Seine Freudigkeit, für die höchsten Güter der Menschen zu kämpfen, erstirbt, sobald er die Ueberzeugung gewinnt, daß diese Güter gar nicht so unentbehrlich sind, als man früher gemeint hat, und daß unter ihrem Mangel die Größe und der Kulturwert eines Volkes gar nicht leidet. Etwas von der Stimmung mag über den gefeierten Piet de Wet, den Bruder des Generals, gekommen sein, als er ohne ein Wort des Abschieds in stiller Nacht die Gefährten verließ und zu dem nächsten englischen Kommando ritt, um die Waffen niederzulegen und seine „Friedensmission“ zu beginnen. Ergreifend sind die Worte des Briefes, in dem er seinem Bruder die Höhe des Elendes vor Augen stellt, das durch keinen Kaufpreis aufgewogen werden könne; aber ein Abfall sind sie zugleich von der Höhe der Volksliebe, für die es nur ein Ziel giebt, und für die dieses Ziel auch nur dann Wert hat, wenn es mit sittlichen Mitteln erreicht wird.

Ich fürchte aber, das Geschlecht, das dem öffentlichen Leben der nächsten Jahrzehnte seinen Stempel aufdrücken dürfte, wird, wenn auch nicht in dem Maße, wie der Weltschulmeister England es vorgemacht hat, Etwas von dieser praktischen Klugheit an sich haben, die das Ideal zeitweise auf die Seite zu setzen vermag; es wird „realer“ und „diplomatischer“ d. h. skrupelloser denken und handeln. Die junge Generation, die nun jahrelang in der politischen Schule Englands und der andern europäischen Großmächte gewesen ist, wird nicht mehr so „hinterwäldisch“ sein wollen, die Ethik über den direkten staatlichen Nutzen zu setzen. Wunderschön und ergreifend ernst heißt es am Schlusse des erwähnten Ausschreibens der beiden Burenregierungen zum Dank- und Bußtag: „Laßt uns als Regierung und Volk den Herrn ernstlich bitten, daß er uns in den Stand setze, in Zukunft in Regierung und Gesetzgebung stets und ausschließlich nach der Ehre und Verherrlichung unseres Gottes zu trachten!“ Mir scheint, daß die Hoffnung auf freudige und hingebende Mitarbeit des jüngeren Geschlechtes in dieser Richtung durch die Kulturthätigkeit, welche englische Heere und englische Staatsmänner unter dem Segen der europäischen Regierungen in Südafrika entfaltet haben, wenigstens für die nächste Zeit zerstört ist.

4

Ich versuchte nachzufühlen und darzustellen, was die Herzen eines Volkes bewegt, das sein Volkstum untergehen sieht unter Verhältnissen, die es sich mit seinen sittlichen und religiösen Anschauungen nicht zusammenreimen kann. Die Erfahrungen dieser schweren Zeit können auf die Generation, die das Volkstum neu zu begründen berufen sein wird, nicht ohne Einfluß bleiben.

Ich kam zu dem Resultat, daß die Erschütterung, die Religion und Ethik der Buren erfahren haben, eine Wandlung des Volkscharakters hervorrufen muß, deren schlimme Folgen nur dann aufgehalten werden können, wenn dem erschütterten Volke die Möglichkeit gewahrt bleibt, in einer Zeit stiller Sammlung und ungestörter gemeinschaftlicher Arbeit unter Ausschluß fremder beherrschender Einflüsse frei sich neu aufzubauen und ihrer Volkseigenart auf dem alten Fundament eine neue, vielleicht etwas modernere, aber jedenfalls im Wesen dem alten entsprechende Heimstätte zu errichten.

Der Verlust der Freiheit, die Vernichtung des Volksorganismus, würde nicht nur zur politischen, sondern auch religiösen Aufsaugung des Burentums führen und ein wertvolles Stück Christentum, wenigstens vorübergehend, zerstören.

So lebhaft der erste Teil dieses Prozesses von den Großindustriellen und Exporteuren begrüßt würde, so lebhaft müßte die ganze Christenheit den zweiten Teil bedauern.

Darum hat die christliche Welt ein religiöses Interesse

daran, zu hoffen, zu arbeiten und zu beten, daß die Burenstaaten jetzt nicht untergehen. England aber, soweit es Mission treibt, soweit es aufrichtig und nur mit dem Gedanken an die Erweiterung des göttlichen Reiches Mission treibt, müßte die Erhaltung der beiden selbständigen Republiken geradezu als Missionswerk ansehen. A Schowalter

---

Ein Laien-Versuch über das Buch Hiob

Nachschrift

Da Satan außer dem Buche Hiob nur noch in nachexilischen Schriften (Sacharia 13, 1 f., 1. Chron. 21, 1. Sir. 21, 27. Weish. 2, 24) erwähnt wird, so ist auch jenes in dieser späteren Periode der hebräischen Litteratur verfaßt zu denken; obgleich man geneigt sein mag, nur den ersten Geschlechtern nach der babylonischen Gefangenschaft noch so viel poetische Kraft wie sich hier offenbart zuzutrauen. Dieselbe Periode brachte, unter der persischen Herrschaft, wenn nicht gar erst unter der griechischen, ein andres Werk hervor, das die Rätsel des Menschenlebens aufwirft: den Prediger, und es ist unvermeidlich nach diesem hinzublicken, wenn man sich über Hiob Rechenschaft zu geben versucht. Dichterisch ist am Prediger nur die lebhaft durchgeführte Maske des alten Königs Salomo, die der Verfasser vornimmt, und die rätselnde Schilderung der Gebrechen des Alters, womit er seine Rede beschließt; prosaisch ist, wie die Form, die ganze Stimmung, daraus er schreibt. Das Problem des Leidens der Frommen wird nicht wie im Hiob in seiner Tiefe aufgerührt; es erscheint nur als ein Kapitel in der allgemeinen Eitelkeit, in die sich dem Verfasser das ganze Menschenleben auflöst. Es ist etwas Eitles auf Erden, daß es Fromme giebt, denen es ergeht nach dem Thun der Gottlosen, und daß es Gottlose giebt, denen es ergeht nach dem Thun der Frommen. Ich sprach: auch das ist eitel! (8, 14.) Er will sagen: ein unfruchtbarer Gegenstand des Nachsinnens. Denn als eitel hat er alles Trachten der Menschen erkannt, auch das Trachten nach Weisheit, da doch einerlei Schicksal dem Weisen wie dem Thoren bevorsteht: nämlich sterben und vergessen werden. Mit aller Mühe der Menschen wird nichts geleistet, das nicht schon da war: es ist Alles ein zweckloser Kreislauf, den Gott so geordnet hat, wie auch die Oekonomie der Natur. Denn die Idee Gottes etwa fallen zu lassen liegt ganz außer dem Gesichtskreis des Verfassers: ihre überwältigende Größe ist und bleibt die ultima ratio wie im Hiob.

Und so kommt die Betrachtung immer wieder auf den einzig praktischen Rat zurück, der gegeben werden kann, in der Furcht Gottes sich des guten Tages zu freuen, so lange er währt. Kommen doch die bösen Tage auf alle Fälle mit dem Alter, deren Trost nur sein kann, daß der Mensch nachher nichts weiter vom Bösen noch Guten zu erfahren bekommt.

Der Eindruck des Ganzen kommt am Ende auf das hinaus, was vielleicht um die selbe Zeit der greise Sophokles seinen Chor singen ließ: nicht geboren zu sein ist das beste Teil; wie auch der Hebräer seinen Salomo mit dürren Worten bekennen läßt: da haßte ich mein Leben — und ich haßte all mein Mühen, womit ich mich mühte unter der Sonne.

So endet die kanonische Weisheit des alten Bundes auf dem Standpunkt des baren, praktisch auf Epikureismus hinauslaufenden Pessimismus, nachdem dieser im Buche Hiob mit einer heroischen Anstrengung niedergekämpft war; sie endet wie die klassische Philosophie der Deutschen mit Schopenhauer geendet hat, und wie jede Weltanschauung enden muß, die ohne die Idee eines höheren Daseins nach dem Tod auszukommen unternimmt.

Wir finden diese Idee später, nach Abschluß des Kanons, unter dem hellenistischen Einfluß aus Alexandria im Buche der Weisheit kräftig verkündet (mit deutlicher Brandmarkung der Weisheit des Predigers als einer Weisheit der Gottlosen 2, 1—9) und sofort zur Aussöhnung mit den Gewalten, die das Leben verfinstern, dem Leiden und dem Tode, angewandt; und zwar ohne die volksmäßige, am Gebrauch des Begräbnisses haftende Vorstellung der Auferstehung, mit der sie in das geschichtliche Christentum übergegangen ist. Diese Vorstellung erscheint in der makkabäischen Zeit: das Buch Daniel nimmt 12, 2 eine Auferstehung Vieler, die da schlafen, also einer Auswahl aus den Toten an, wenn sich Michael zur Rettung des Gottesvolkes wird erhoben haben, der Einen zu ewigem herrlichem Leben, der Andern zu ewiger Schmach; und im zweiten Buche der Makkabäer (7, 14. 23. 12, 42—45) hat der Auferstehung Jedermann, der um des Gesetzes willen in den Tod geht, zu gewarten, während noch das erste Buch der Makkabäer von einem Leben nach dem Tode nichts weiß. Das Buch der Weisheit dagegen nimmt einen seligen oder unseligen Zustand der Seele nach dem leiblichen Tod ohne weiteres an, so daß die Auferstehung des Leibes keinen Wert für sie haben würde; und von dieser Annahme sehen wir auch unsern Heiland ausgehn im Gleichnis vom armen Lazarus, das im Hades, der Wohnung der Seelen, einen Ort (Paradies genannt) der Seligen und einen Ort der Pein unterscheidet. Gegenüber den Sadducäern, die ihn auf das Eis der Auferstehung locken wollten, ging Jesus zwar auf diese Idee ein, aber nur um sie von fleischlicher Grobheit so zu reinigen, daß sie auf ein Dasein nach Art der Engel hinauskommt und zur Annahme eines Lebens nach dem Tode gar nicht nötig erscheint;*) wie sie denn durch das Wort an den mitgekreuzigten Schächer als Voraussetzung zum Genusse des Paradieses bestimmt und deutlich ausgeschlossen wird.

Auf alle Fälle hat das Christentum in dem Glauben an ein Fortleben der Seele in einem höheren Dasein, sei es mit oder ohne Auferstehung des Leibes, die Voraussetzung, unter der allein der von Jesus verkündete Vater-Gott geglaubt werden kann, und ohne die wir als höher gesinnte Menschen dem Pessimismus verfallen müssen, so gern sich eine natürliche Heiterkeit des Gemüts seiner erwehren möchte.

Max Rieger

Eisenacher Kongreßtage

Eindrücke vom 31. Kongreß für Innere Mission

1

Unter wolkenlosem, unermüdlich freundlichem Herbsthimmel hat der diesjährige Kongreß für Innere Mission vom 23.—26. September am Fuße der Wartburg getagt. Wenn wir Menschenkinder auch nicht in „schlechthinniger“ Abhängigkeit von der Sonne stehen — ein wenig Sonnenkinder sind wir alle. Und wenn wir auch das Wort „Milieu“ gern aus unsrer Sprache streichen wollen — das was dies Wort bedeutet, konnte einem in Eisenach wieder klar werden.

Der erste Festprediger schlug gleich den richtigen Ton an. Er knüpfte an ein Wort des heimgegangenen Großherzogs an, das er einst in einer Stunde des Ringens gesprochen hat: „Die Wartburg soll es uns sagen.“ Sie hat es uns wieder gesagt, durch Elisabeth und Martinus, daß der eigentliche Sonnenschein, von dem wir leben, das unfaßbare, rastlose Persönliche ist, das die Gotteskinder unter die Menschen bringen. Der Hauptredner des ersten Tages, Professor Seeberg aus Berlin, hat uns das seinerseits trefflich zum Bewußtsein gebracht. In seinem Vortrage über „Luthers Stellung zu den sittlichen und sozialen Nöten seiner Zeit“ hat er uns wieder Etwas von dem reichen Luther merken lassen. Man braucht wirklich nur hineinzugreifen in dieses volle Menschenleben, und wo mans anfaßt, wird es nicht bloß interessant. Seeberg hatte uns gleich im ersten Satze gefangen, wo er auf zwei Fälle hinwies, da der stärkste Mensch seiner Zeit zugleich der innigste und frömmste war: Paulus und Luther, und es hiermit erklärte, daß an solche Menschen fort und fort Fragen gerichtet werden. Ueber den Vortrag

*) Sie scheint gleichwohl in einer Rede Jesu bei Johannes 5, 28 f. in aller Derbheit vorzuliegen; aber so wenig schicken sich diese Worte zu der vorausgehenden tiefsinnigen Auseinandersetzung über das ewige Leben, daß ich mich geneigt fühle, hier, wenn irgendwo, der johanneischen Ueberlieferung zu mißtrauen.

selbst zu berichten ist hier nicht der Ort.*) Aber der Eindruck, den er hinterließ, war das frohe Gefühl, daß Nichts zum Verzweifeln ist, so lange der starke, derbe, frohe Geist des thüringer Bauernsohnes uns anweht, weil wir merken, daß es Gott selber ist, der die Menschen stark, derb und froh haben will.

2

Aber Eins mußte auffallen, daß man auf eine Aussprache über den Vortrag verzichtete. Das Thema lautete in seinem zweiten Teile: [Luthers Stellung ꝛc.] „und ihre vorbildliche Bedeutung für die evangelische Kirche.“ Nun weiß man ja wohl, daß sich eine solche Frage im Rahmen einer Diskussion nicht erschöpfen läßt. Aber es gehört doch zu den Lebensäußerungen eines Kongresses, daß man einen solchen Vortrag nicht bloß dankend in die Tasche steckt, sondern Etwas merken läßt von den Gedanken, die er gerufen hat. Wollte man unliebsamen Erörterungen über das dornige Problem der Beteiligung des Christen an den sozialen Kämpfen der Gegenwart aus dem Wege gehen? Ein Kongreß wie dieser sollte auch den Verdacht solcher Aengstlichkeit nicht aufkommen lassen. Sonst fehlt eben doch der vielangerufene Geist Luthers. Es ist nicht klug, den Anschein zu erwecken, als wage man nur mit dem Handschuh der Geschichte die sozialen Schäden der Gegenwart zu berühren. Daß es in Deutschland ein Problem des Sozialismus im weitesten Sinne giebt, mit dem wir noch lange nicht fertig sind, konnte man in einer Versammlung mit solchem Thema nicht merken. Hat die evangelische Kirche, für die Luthers Stellung doch vorbildlich sein soll, in ihrem thätigsten Zentrum, eben in diesem Kongresse, Nichts mehr darüber zu sagen? Ist jene höchst spürbare geistige Atmosphäre für den Kongreß kein Objekt des Nachdenkens und Wirkens mehr? Sind es die Enfants terribles, die aus der Inneren Mission hervorgekommen sind, um deren willen man über Dergleichen lieber schweigt?

Ein Punkt, über den es sich wohl gelohnt hätte, in jener Versammlung etwas Klarheit zu schaffen, war z. B. der Begriff der Gewalt. Seeberg hatte darauf aufmerksam gemacht, wie stark Luther das Recht des Natürlichen betont habe, und daß der Trieb zu einem menschenwürdigen Dasein christlich sei. Aber — das war der Refrain — Nichts durch Gewalt! Was heißt Gewalt? Hier spielen jetzt die Fragen der Volksvertretung, der erlaubten und unerlaubten Agitation, der politischen Thätigkeit hinein, über die wir von Luther keine Anweisungen haben, worin wir selbständig unsern Weg finden müssen. Hier war auch der Ort, darauf hinzuweisen, wie fließend die Grenzen zwischen Innerer Missions-Arbeit, Kommunal- und allgemeiner Politik zuweilen sind u. s. w. Das sind Fragen, die in gerader Linie der Gedanken des Vortrages lagen und die gelöst sein wollen. Auch über den „christlichen“ Staat wäre wohl Manches zu sagen gewesen, da die Frage, inwieweit der Staat Subjekt der Sittlichkeit sein kann, oft noch recht stark in Dunkel gehüllt erscheint. Dazu noch Eins. Seeberg hatte darauf aufmerksam gemacht, daß Luther seine überraschende Kenntnis volkswirtschaftlicher Fragen aus der eingehenden Behandlung dieser Dinge durch die alten Theologen beim — Bußsakrament habe. Wo bietet man heute den Theologen einen Ersatz? Ein Student der Theologie mit einem nationalökonomischen Kolleg im Testierbuch galt ja wohl vor kurzem noch als eine etwas fragwürdige Erscheinung. In letzter Zeit sind Bücher erschienen mit dem Titel: „Was muß man von der Mission, was von der Inneren Mission wissen?“ Nachdem Seeberg gegen Schluß seines Vortrages auf die Frage: Was kann in Luthers Sinne in solcher Zeit und solcher Lage geschehen? geantwortet hatte: „Es gilt erst die Verhältnisse kennen und verstehen“, — liegt auch die Frage nahe: Was muß der Gebildete, der praktische Theologe, der Innere-Missions-Arbeiter von der Volkswirtschaft wissen? Solche Dinge können auf dem Kongresse freilich nicht erledigt, aber sie müssen im Flusse erhalten werden. Gerade weil Seebergs Vortrag so reich war, war es doppelt schade, daß man ihm die „Ehre“ anthat, auf eine Debatte zu verzichten.

Leider war ich verhindert, an der Wartburgfeier teilzunehmen, wo Senior Behrmann von Hamburg über „Die Lutherbibel und das deutsche Volk“ sprach. Die Versammlung dort oben im Wartburghofe unter dem herrlichen Herbsthimmel soll zu den feierlichsten und schönsten Stunden des Kongresses gehört haben.

3

Eine gutbesuchte Spezialkonferenz am Mittwoch Morgen, an der u. A. Pastor Fliedner von Kaiserswerth und Professor Zimmer von Berlin teilnahmen, beschäftigte sich mit der Diakonissenfrage. Missionsinspektor Schreiber versuchte in seinem gewandt geschriebenen Referate über „Neue Wege der weiblichen Diakonie“ den Nachweis zu führen, daß nicht neue Wege, sondern neue Diakonissenhäuser, neue Kräfte und neue Liebe not thun.

Ueber die neuen Kräfte ist kein Streit. Sie sind da, wollte man ihnen nur mehr entgegenkommen und mehr mit psychologischen Situationen rechnen! Wir brauchen noch viele Frauenhände in der Diakonie, und vielen Frauen wäre andrerseits innerlich und äußerlich durch die Diakonie geholfen. Die Bedürfnisse begegnen sich hier sehr lebhaft; wenn sie zusammen nicht kommen können, so ist eben der bekannte viel zu tiefe Graben schuld, in dem die vielen desideria liegen. Die können wir nun freilich hier nicht beleuchten. Aber vielleicht könnten wir in der Regelung der Diakonissenfrage noch Manches von den praktischen angelsächsischen Vettern lernen. Wenn nur die Geldfrage nicht auch hier überall ihre aufdringlichen Finger hineinlegen wollte!

Die Thätigkeit des unter Professor Zimmers Leitung stehenden „Diakonie-Vereins“ will man nicht als Diakonie im biblischen Sinne gelten lassen. Es ist vor einiger Zeit direkt gesagt worden: „Wir verweigern den Namen Diakonissen allen denen, die aus dem Diakonie-Verein kommen.“ Wenn es sich dabei nur um eine äußere Unterscheidung für die Praxis handelte, sofern man z. B. um der Tradition willen den Namen „Diakonisse“ den aus Diakonissenhäusern hervorgegangenen Schwestern vorbehalten möchte, so ließe sich noch darüber reden. Aber die Sache geht doch tiefer. Es ist von jener Aeußerung nur ein ganz kleiner Schritt weiter zur Verweigerung des Schwesternnamens. Ich weiß nicht, ob man diese Konsequenz ziehen würde. Aber diese Verlängerung der Gedankenlinie beleuchtet deutlich die Tendenz des Ganzen. Als Diakonissen im biblischen Sinne will man die Schwestern aus dem Diakonie-Verein nicht anerkennen. Man muß aber in Apostelgeschichte 6, 1—6 schon Allerlei hineinlesen, wenn man diesen Standpunkt rechtfertigen will. Für Unbefangene steht da nur Etwas vom Dienen in der christlichen Gemeinschaft. Und wenn man von dem Grundsatze: „Der Zweck unsrer Schwestern ist, Kranke zu pflegen, und nicht Seelen zu retten“ — eine „verflachende“ Wirkung erwartet, so sollte man doch nicht übersehen, daß bei jener Erwähnung der Diakonie in der Apostelgeschichte grade von ihrer Trennung vom Dienste am Worte die Rede ist! Seelenretten ist Heilandsarbeit, Gott will aber gerade treues Dienen dazu benutzen. Hüben und drüben wird es gut sein, Matthäus 21, 28—31a nicht aus den Augen zu lassen. Da liegt ein für alle mal die Entscheidung, ob Jemand vor Gott Diakonisse ist oder nicht. Das wird wohl die Hauptsache bleiben.

Wenn „neue Liebe“ gefordert wird, so soll auch die neue weitherzige Liebe nicht fehlen, die Jeden freudig willkommen heißt, der aufrichtig mit helfen will, dienend Not zu lindern. Mag man im übrigen an der bewährten Form des Diakonissenmutterhauses festhalten und neue Häuser gründen, um durch Dezentralisation intensiver zu wirken — aber man soll sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß ungezählte junge Mädchen heutzutage nicht mit Aufrichtigkeit Diakonissen im traditionellen (das meint man wohl mit dem Worte „biblisch“) Sinne werden könnten, die im übrigen sich mit Freuden in

*) Vgl. Chronik der Christlichen Welt Nr. 41.

den Dienst der Krankenpflege stellen würden. Ich kann den Eindruck nicht verschweigen, daß ein freudigeres (nicht bloß höfliches) Anerkennen der ergänzenden*) Arbeit des Diakonie-Vereins des Kongresses würdiger gewesen wäre, als die etwas selbstbewußte Konstatierung der Thatsache: Wir, die Hüter der Tradition, sind doch auf dem richtigen Wege!

4

An demselben Vormittage sprach Professor Stammler aus Halle über „Das Bürgerliche Gesetzbuch und die Innere Mission." Der Besuch der Versammlung war leider durch eine Parallelversammlung beeinträchtigt. Die Kongreßleitung wird darin freilich nur der Not gehorcht haben. Zu bedauern bleibt immerhin, daß der Saal nicht besser gefüllt war. Stammlers Vortrag berührte sich vielfach mit dem, den er im Frühjahr 1900 auf der Kirchlich-sozialen Konferenz in Erfurt über „Die sozialen Gedanken des bürgerlichen Gesetzbuches" gehalten hatte. Man kann nur wünschen, daß diese Gedanken möglichst weithin getragen werden. Es ist doch eine Freude, in dem neuen Gesetzbuche den Einfluß echten Idealismus konstatieren zu können. Den Glauben an die Macht des Guten, der darin seinen Ausdruck gefunden hat, brauchen wir nur intensiver und konkreter zu gestalten. Unsere Aufgabe ist vor der Hand die, das Verständnis für die Grundgedanken der neuen Gesetzgebung zu verbreiten. Es wäre doch ein großer Fortschritt, könnte man im Volke mit gutem Gewissen Vertrauen zu dem guten Willen der Gesetzgebung wecken. Freilich gilt es dabei gleichzeitig die Schranken aufzuweisen, die auch die bestgemeinten Gesetze in der Wirklichkeit finden müssen. Wer Gelegenheit hat, in Gemeindeversammlungen, Volkshallen, Familienabenden weitere Kreise des Volkes zu erreichen, sollte sich Stammlers Ausführungen zu Nutze machen und ihm helfen, das Vertrauen zu wecken, das nötig ist, damit der gute Wille der Gesetzgebung den Weg in die Wirklichkeit finde.**)

5

Als ich die Thesen zu dem Hauptvortrage des dritten Tages las, war mirs um den Kongreß leid. Man darf in ihm und seiner Arbeit immer eine recht respektable Ehrenrettung der deutschen evangelischen Christenheit gegenüber dem Vorwurf bloßer Glaubenspredigt und Schläfrigkeit sehn. Um so mehr muß es einem leid thun, wenn er auf dem besten Wege ist, sich selber den Respekt zu mindern. Professor Kinzel aus Berlin hatte für seinen Vortrag über „Die Freiheit der Kunst" u. a. die These aufgestellt: „Der Künstler muß eine sittliche Persönlichkeit sein." Gut, ein pium desiderium. Wenn er nun aber keine sittliche Persönlichkeit ist? Hört dann seine Kunst auf, Kunst zu sein? Die Thatsache, daß moralisch vielleicht recht zweifelhafte Künstler wirkliche Kunstwerke schaffen, ist eine eigensinnige Wirklichkeit. — Gradezu kindlich ist die vierte These: „Wer [die Schranken seines Schaffens in Aesthetik und Ethik] nicht selbst findet, muß seine Kunst für sich behalten oder erwarten, daß ihm Schranken von den Hütern des öffentlichen Wohles gesetzt werden." Wie kann ein Kongreß, der in der Oeffentlichkeit ernst genommen werden will, solche Thesen mit seinem Namen decken! Dazu kommt noch der Vorschlag einer Zensurbehörde und eines offiziellen Kollegiums von Kunstkritikern und die Naivetät der Hoffnung, daß von diesen Manövern, so gut sie gemeint sind, eine heilsame Wirkung ausgehen werde! Wir brauchen nicht erst zu betonen, daß auch wir das Ideal der Kunst in der Erhebung in reine Luft sehen. Aber vom Wünschen zum Fordern ist doch noch ein weiter Weg. Derartige Thesen plumpsen gut in sanften, stillen Gewässern; für die Oeffentlichkeit sind sie unbrauchbar und mehr als das. Die Wirkung ist: ein großes Gaudium in der Künstlerschaft, und die Innere Mission, im Handumdrehen auch „das Christentum", hat die Kosten zu tragen.

Es soll gar nicht verkannt werden, daß der Vortrag mancherlei Treffliches, auch recht wirkungsvolle Zitate bot, die in der ganzen Streitfrage recht wohl zu beherzigen sind. Aber die Freiheit der Kunst und die Notwendigkeit einer Zensurbehörde in einem Atem zu behaupten, bedeutet doch eine recht erhebliche Zumutung. Kunst ist Kunst, auch wenn sie uns vielleicht nicht zusagt. Wollen wir eine Scheidung machen, so könnten wir höchstens sagen: es giebt Kunst, an der wir als Christen Freude haben können, und solche, an der wir keine haben können. Ein objektiver Maßstab ist das natürlich nicht. Aber er kann uns vor der Thorheit bewahren, über die Kunst dekretieren zu wollen, die nun einmal als lebendiges Wesen auch der bestgemeinten Dekrete spottet.

Der Kongreß hat glücklicherweise in der Debatte verständigere Bahnen gefunden, als sie in den Thesen angedeutet waren. Die Zensurbehörde und Berufungsinstanz wurden abgelehnt. Auch über die Freiheit der Kunst wurde manches freie Wort gesagt. „Die Kunst muß frei sein; sie hat ihr Gesetz in sich. Kein Glaube und keine Sittlichkeit hat dahineinzureden, auch keine christliche Sittlichkeit." Es wäre zu wünschen, daß diese Worte von Pastor Mahling aus Hamburg den Eindruck der Kinzelschen Thesen verwischen möchten. Die Verhandlung bekam erst eine klare Direktive, als, besonders durch Mahlings Ausführungen, das Bewußtsein deutlicher wurde, daß man es eigentlich mit der Kunst hier gar nicht zu thun habe, sondern mit der Bekämpfung sogenannter Kunstwerke, lasziver, obszöner, direkt auf den Sinnenkitzel berechneter Machwerke, durch die Geschmack und Phantasie besonders der Jugend verdorben und vergiftet werde. Dann sollte man aber nicht „die Freiheit der Kunst" auf das Programm setzen, sondern die Frage ganz praktisch auf die Bekämpfung bekämpfbaren Schundes zuspitzen. Man soll aber auch dann nicht vergessen, daß damit ein Kampf gegen Symptome geführt wird, und daß der zuletzt ziemlich aussichtslos ist, wenn es nicht gelingt, bis auf die Gesinnung zu graben.

Daß die Innere Mission und der Goethebund in einen so schroffen Gegensatz gekommen sind, ist sehr zu bedauern. Auf beiden Seiten steht ein gut Teil ehrlicher und berechtigter Ueberzeugung, und die Besten auf beiden Seiten sind sicherlich gar nicht weit von einander entfernt. Denn die Edlen in der Künstlerschaft wissen sich vom Gemeinen auch im Tiefsten geschieden. Die ethische Empörung auf der einen Seite und die ästhetische auf der andern sollten ein helles Feuer geben, das man nicht übersehen könnte. Aber die grellen Lichter, die auf beiden Seiten geworfen werden, lassen hüben und drüben die Züge verzerrt erscheinen, und darüber giebt es Streit. Sittlicher und ästhetischer Idealismus, wenn sie echt sind, sollten sich schließlich finden. Aber sie finden sich nicht, wenn Taktlosigkeiten auf beiden Seiten den Weg versperren.

6

Auf die Abendversammlungen einzugehen, lohnt an dieser Stelle nicht. Es handelte sich nicht um prinzipielle Fragen, sondern um Bilder aus der Inneren Mission, die aber zur Belebung und Veranschaulichung recht wertvoll waren. Die Abendgottesdienste in der Georgenkirche waren gut besucht, und da verschiedene Typen der Predigtweise unsrer Zeit vertreten waren, so wird jeder Etwas gefunden haben, das ihm gut gethan hat.

Einige Bemerkungen allgemeinerer Art seien hier noch gestattet. Warum betont man in der Inneren Mission immer wieder so stark den Unterschied zwischen Christentum und „Humanität?" Wir haben das als Christen gar nicht nötig. Man mag auf nichtchristlicher Seite diese Unterscheidung geflissentlich hervorheben, um sich vor dem Verdacht der „Gefühligkeit" zu reinigen; wir sind nachgerade in der Lage, zu übersehen und geschichtlich nachzuweisen, daß das Humanitätsideal, so wie es jetzt thatsächlich lebendig ist, in seinen schönsten und kräftigsten Zügen nicht aus antiken oder philosophischen Quellen stammt, sondern aus der geschichtlichen Erscheinung, die das

*) Weiter will Professor Zimmer nach seiner eigenen Aussage zunächst Nichts.

**) Der Vortrag wird in dem Kongreß-Protokolle demnächst erscheinen (Hofbuchdruckerei Eisenach). Hoffentlich entschließt man sich um der Sache willen auch zu einem Sonderabdruck.

Menschheitsideal auf seine höchste Stufe erhoben hat. Es ist eine Form des — vielleicht unbewußt — christlichen Gewissens geworden. Gar Manches, was heute das öffentliche Gewissen im Namen der „Humanität“ fordert oder verurteilt, würden die Vorkämpfer des Menschheitsideals in der Antike in aristokratischem Selbstgefühl als arge Zumutung, also als etwas Fremdes empfunden haben. Ist es wirklich klug, den alten, aber kräftigen Ast von christlicher Seite abzusägen? Besser wäre es, dafür zu sorgen, daß er immer frischen Zustrom aus der Kraft erhalte, die Hominem so hoch hat emportragen können. Wenn ein Kind, nachdem es erwachsen ist, sich von den Eltern lossagt, ist damit gesagt, daß nun auch die Eltern das Band durchschneiden müssen? Es wäre keine unzeitgemäße Aufgabe, festzustellen, wiefern wir ein Recht haben, das Humanitätsideal zu reklamieren.

Ein merkwürdiger Kontrast verdient noch Erwähnung. Die Obrigkeiten und vor allem die Kirchenregierungen haben es an freundlichen Begrüßungen für den Kongreß nicht fehlen lassen. Und doch brach die Unpopularität der kirchlichen Behörden bei allen möglichen Gelegenheiten durch. Es ist mit der Zeit so weit gekommen, daß ein kirchenregimentlicher Vertreter schon „wir armen Konsistorialräte“ sagen konnte. In einer von den Versammlungen begegneten die Versuche eines Generalsuperintendenten, das Kirchenregiment gegen ungerechte Vorwürfe in Schutz zu nehmen, unverhohlener Heiterkeit. Vielleicht beschleicht schon manchen kirchlichen Würdenträger das Gefühl, das Alexander dem Diogenes gegenüber zum Ausdruck brachte: „Wenn ich nicht Konsistorialrat wäre, möchte ich wohl einfacher Pfarrer sein!“

Zum Schluß noch drei Fragen.

1. Warum treten auf einem solchen Kongresse für Innere Mission die „Laien“-Arbeiter so stark zurück, daß man fast den Eindruck einer großen Pastoren-Versammlung bekommt? Wir möchten und müssen viel mehr schlichte „Laien“zeugnisse hören, die in ihrem Sprachschatze möglichst wenig „kirchlich“ sind.

2. Wann wird der Kongreß für Innere Mission prinzipiell antialkoholisch sein? Daß er es einmal sein wird, ist zweifellos. Wird er sich dazu erst von außen drängen lassen müssen?

3. Was hält die Anhänger der modernen Theologie von solchen Kongressen fern? P Jaeger

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. Unsre Artikelreihe über Harnacks „Wesen des Christentums“ und die religiösen Strömungen der Gegenwart muß zu unserm größten Bedauern unterbrochen werden. Die beiden umfangreichen Stücke, die noch ausstehen, folgen in Nr. 44 und 45. Die heutige und die nächste Nummer müssen der Burensache gewidmet sein. Die nächste Nummer wird die Fortsetzung der Korrespondenz des Herausgebers mit dem Bischof von Rochester bringen. Auch andres Dringendes muß sich gedulden.

Mancher Beitrag von „Bibelkenntnis unsrer Gebildeten“ harrt der gelegentlichen Mitteilung, ein neuestes Stückchen soll aber gleich heraus. Von dem „tiefen Bibelwort: Wenn ich dich liebe, was geht es dich an?“ spricht in den Blättern für Bücherfreunde Nr. 3 der Dichter und Litterarhistoriker Karl Busse noch immer, obwohl wir denselben Herrn im Jahrgang 1895 der Christlichen Welt Nr. 29 bescheidentlich darauf hingewiesen haben, daß nicht in der Bibel, sondern im Munde Philinens (!) im Wilhelm Meister das Wort zu finden ist. Schon vor sechs Jahren fragten wir: man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die Bibel- oder die Goethekenntnis. Wilhelm Raabe, dem der Artikel Busses gewidmet ist, wird an dieser Bibelkenntnis jedenfalls seine helle Freude gehabt haben!

Quittung folgt in nächster Nummer. R

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M. Montag 4. November 5 Uhr Rosenau: Die Goslarer Versammlung der Freunde der Christlichen Welt.

Freunde der Christlichen Welt

Lüttringhausen. (Bergisches wissenschaftlich-theologisches Kränzchen) Montag 21. Oktober 5 Uhr im Düringer Hof: Reich Gottes, Gemeinde, Kirche nach biblischem Begriff.

Magdeburg. Mittwoch 6. November Nachm. 3 Uhr, Hasselbachstr. 1: Das Evangelium und die Welt oder die Frage der Askese. (Harnack Wesen des Christentums S. 50—56.)

Nordhausen. Mittwoch 23. Oktober nachmittags 4 Uhr: Zusammenkunft im Hotel Schneegaß.

Hauslehrer gesucht

zum 1. November zu 2 Knaben (Unterp. d. Realgymn. u. Obertert. d. hum. Gymn.); Theologe bevorzugt. Pädagogisch talentierte Reflektanten, welche noch angemessene Zeit bis zur Anstellung vor sich haben, wollen Bewerbung unter gefl. Angabe der Gehaltsansprüche an **Carl Coester, Miquelstr. 52, Frankfurt a. M.** richten. Vorher ev. gewünschte Auskunft erteilt gern past. extr. **W. Gonnermann** ebendaselbst.

Ich suche alsbald für meine drei Söhne (Obersekundaner und Quartaner des Gymnasiums) einen tüchtigen

Hauslehrer,

Philologen oder pädagogisch gut veranlagten Theologen, der die Schularbeiten der Knaben überwacht und auch sonst sich der Erziehung derselben widmet.

Persönliche Vorstellung erwünscht.

Frhr. von Riedesel, Oberhofmeister
Darmstadt, Annastraße 54

Pensionat für Fortbildungsunterricht
Wiesbaden, Haus Sesam
Sprachen, Geschichte, Litteratur, Musik, Malen, Tanzen und Haushaltung. Fünf Minuten vom Walde. Schöner Garten mit Turnhalle. Pension 900 Mark.
L. Harcourt, Vorsteherin.
Anfragen vermittelt **Rade, Marburg**

Alleinstehende Dame

findet bei einer Pfarrerswitwe, die ihre in einer Thüringer Sommerfrische unmittelbar am Waldrand 15 Minuten vom Bahnhof gelegene Villa nicht allein bewohnen möchte, gegen mäßige Pension **dauernden** angenehmen **Aufenthalt.** Näheres durch Pastor **Ranft, Eisenberg** S.-A.

Pensionat für nervöse
junge Mädchen gebildeter Stände
im Heimathause des Ev. Diakonievereins **Berlin-Zehlendorf**
(Prof. D. Dr. Zimmer)

Soeben erschienen:
Katalog XVI:
Wissenschaftliche Theologie
Katalog XVII:
Praktische Theologie
gratis und franko
Süddeutsches Antiquariat
Galleriestr. 20, **München**

Verlag **T. F. Rohr, Vegesack:**
Weihnachtsspiel
von **Ernst Baars,** Pastor
In Vegesack am Gemeindefamilienabend mit grossem Erfolge aufgeführt.
Preis 50 Pfg.; billigere Ausgabe zu Partiepreisen.

Alkohol-
Entziehungskur für bessere Stände
Rittergut Niendorf am Schallsee
b. Ratzeburg — Prosp. fr.
Dr. med. Burmeister, Alfred Smith

PIANINOS von M. 850.— an
HARMONIUMS von M. 80.— an
Höchster Rabatt. Kleinste Raten. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung. Pianos u. Harm. zu vermieten.
Gr. illustr. Katalog gratis-franco
Wilh. Rudolph, Giessen, M. 6.

Luhns Seifenfabrik
Wasche mit
Luhns
Wasch-Extract.
Barmen

Cremer:
H., Prof. D.
in Greifswald.
Das Wesen des Christentums
Vorlesungen im Sommersemester 1901 vor Studierenden aller Fakultäten an der Universität Greifswald gehalten
VIII, 234 S. gr. 8. 3 M., geb. 3,60 M.
Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Unter der Presse:

Dogmatik

Von

D. J. Kaftan

Professor der Theologie in Berlin

Dritte und vierte verbesserte Auflage

8. M. 9.—. Gebunden ca. M. 10.—

(Grundriss der theologischen Wissenschaften V, 1)

Die erste und zweite Auflage dieses Werkes, im Jahre 1897 in hoher Doppel-Auflage erschienen, ist nach **vier Jahren** bereits **vergriffen** — gewiss der beste Beweis für die **Bedeutung** des Werkes.

Kaftan's Dogmatik ist nach den **„Kantstudien“** geeignet, **„eine Versöhnung von Philosophie und Theologie anzubahnen“**, während die **„Zeitschrift für praktische Theologie“** sie „ein Werk aus einem Guss“ nennt und dann fortfährt: „Es ist die reife Frucht der ernstesten und gewissenhaftesten Studien, von der ersten bis zur letzten Seite mit derselben Sorgfalt verfasst. Es spiegelt sich in ihm der feste Charakter des Christen und des Theologen ab. Die Darstellung ist schlicht, klar, sachlich, ohne rednerischen Schmuck und Schmelz, meist überaus treffend. Kaftan beherrscht seinen Stoff vollkommen. So ist sein Buch in der That ein edles Werk.“

Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Pfarrer Julius Richter in Schwanebeck bei Belzig. Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh. Monatlich ein Heft von 24 S. Preis jährlich 3 M.

Inhalt des 9. Hefts: Wupperthal (Kapkolonie). Von Miss.-Insp. Dr. Schreiber. (Mit 7 Bildern.) — Salamonisches Urteil. Eine wahre chinesische Begebenheit. Von F. W. Leuschner. — Purulia. Vom Herausgeber. (Mit 5 Bildern). — Meine erste missionarische Thätigkeit unter den Wakamba in Ikutha. Von Miss. Kanig. (Mit 1 Bilde.) — Vom großen Missionsfelde. — Neuste Nachrichten. — Bücherbesprechungen.

Saat und Ernte auf dem Missionsfelde. Illustrierte Blätter für die erwachsene Jugend. Herausgegeben von P. Julius Richter in Schwanebeck und P. Paul Richter in Werleshausen. Monatlich ein Heft von 8 S. Preis jährlich 1 M. Beide Blätter zus. 3,75 M., frei ins Haus 4 M.

Inhalt des 9. Hefts: Aus der deutschen Missionsarbeit in Südafrika. (Mit 4 Bildern). — Geschichte der Bekehrung von Frau A-ong. (Von ihr selbst erzählt.) — Einige Zahlen. — Vermischtes.

Allgemeiner Evangelisch-Protestantischer Missionsverein

17. Jahresfest in Straßburg

Donnerstag, den 31. Oktober: 9 Uhr **Konferenz des Zentralvorstandes** im St. Thomasstift. — Abends 8 **Festgottesdienst in der St. Thomaskirche.** Predigt: Stadtpfarrer Rohde aus Karlsruhe. Mitwirkend der akademische Kirchenchor, geleitet von Professor D. Spitta.

Freitag, den 1. November: 9 Uhr **Generalversammlung** in der Aula der Universität. Geschäftlicher Teil. — Pünktlich 10 Uhr **Oeffentlicher Teil:** Jahresbericht. **Vortrag von Professor D. Bornemann** in Basel: **Mission und Bibel.** — Abends 8 **Volkstümliche Versammlung** im großen Saale der Orangerie. **Ansprachen** früherer Missionare: Pfarrer Dr. Christlieb, Pfarrer Eichler, Pfarrer Munzinger. Mitwirkend der Chor des Lehrerseminars, geleitet von Herrn Seminarlehrer Wolf.

Für Auswärtige Freiquartiere durch Herrn Kaufmann C. Siegfried, Neukirchplatz 15/16.

Einladung

zum Bezuge der

„Täglichen Rundschau“.

Unabhängige Zeitung für nationale Politik.

Morgen- und Abend-Ausgabe.

In den einundzwanzig Jahren ihres Bestandes ist die „Tägliche Rundschau“ das = Lieblingsblatt = der gebildeten nationalen Kreise Deutschlands geworden, und sie hat besonders in der letzten Zeit eine unbestrittene politische Geltung ersten Ranges gewonnen. — Unabhängig nach allen Seiten, vornehm im Ton und sachlich im Urteil, sucht die „Tägliche Rundschau“ klärend und sammelnd für die sittlichen Ideale des Deutschtums sowohl als für den Völkerberuf unsrer Nation einzutreten.

An die gebildeten Leser mit eignem Urteil wendet sich die „Tägliche Rundschau“, nicht an die führerbedürftige Menge. Aus den Kreisen der Gebildeten ist ihr daher auch in immer steigendem Masse der Lohn geworden, dass sie die „Tägliche Rundschau“ als ihr Blatt anerkennen und aus ihren Reihen das Wort von der Rundschaugemeinde hervorgegangen ist.

Bezugspreis: Bei den Postanstalten des Deutschen Reichs und Österreich-Ungarns vierteljährlich 5 Mk.; ebenso nimmt die Post monatliche Sonder-Bestellungen zum Preise von je 1 Mk. 67 Pf. an. Bei täglicher Postzusendung unter Streifband durch unsre Geschäftsstelle nach den Orten im Deutschen Reich und in Österreich-Ungarn kostet die „Tägliche Rundschau“ wöchentlich 90 Pf., nach dem Ausland 1 Mk. 25 Pf.

Probenummern versendet überallhin kostenfrei die

Geschäftsstelle: Berlin SW. 12. Zimmerstrasse 7/8.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Die Lehre Schleiermachers von der Erlösung

Dargestellt und beurteilt

von

Lic. theol. **Horst Stephan**

Gymnasiallehrer in Zittau (Sachsen)

8. M. 3.60

Soeben ist erschienen:

Die Erziehung unsrer Töchter zur Wahrheit und zum Pflichtbewußtsein. Von **H. v. Broecker.** Preis 60 Pfg.

Dieser Vortrag ist gleichsam das letzte Vermächtnis der unerwartet aus gesegneter Lehrthätigkeit abgerufenen Verfasserin, die durch ihren Grundriß der Kunstgeschichte, 4. Auflage 1900, auch weiteren Kreisen lieb geworden ist.

In 8 Tagen erscheint:

Die Sagen der Genesis von **Hermann Gunkel.** 2. durchgesehene Auflage. Preis 1,50 Mk.

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine Beilage von Heinrich Bauer, Buchdruckerei in Marburg